

nd
rt eine
erträgen, die
bleism: Erkenntnis-
schen mit Behinderung |
riminierung im Bildungssystem
tät? Ein Gespräch über das Verstehen |
isse | Vom Stereotyp zur Diskriminierung: |
über sozialen Gruppen entstehen | Sexismus ist
Gibt es eigentlich Homophobie? | Naturalisierung |
in aktives Bekenntnis | Diskriminierende Sprache | Das neue
ssismus – eine polemische Schrift | Alt und ausgemustert? -
minierung im Arbeitsleben | Salat? Fatshaming als besondere Form des
s | Antisemitismus: Das Gerücht über die Juden | Oben bleiben. Über Klassis-
nd Klassengesellschaft. | Schlaglichter des Antiziganismus: Ein Panorama zur
schlecht und Gegenwart des Antiziganismus | Biologische Rechtfertigung von Sexismus: geh(t)
gut, ganzna- | türlich?

DISKRIMINIERUNG BEGEGNEN

**Eine Auseinandersetzung mit verschiedenen
Diskriminierungsformen und ihren Verschränkungen**

herausgegeben vom Allgemeinen Student*innenausschuss
der Universität Lüneburg

IMPRESSUM

Anti-Diskriminierungsreader

1. Auflage, Lüneburg im Juni 2018

Herausgeber:

Allgemeiner Student*innenausschuss der Universität Lüneburg

V.i.S.d.P.: Linda Macfalda

c/o AStA Universität Lüneburg

Universitätsallee 1, Gebäude 9

21335 Lüneburg

Redaktion: Jasper Kahrs, Benjamin Christodoulou, Verena Pintatis, Linda Macfalda, Ronja Hesse, Natalia Sophie Leipholz

Texte und Interviews: Danae Christodoulou, Marie Dücker, Marcel Duda, Nadine Golly, Kristina Heller, Barbara Hitz, Heike Hoja, Kevin Kunze, Natalia Sophie Leipholz, Tobias Neuburger, Verena Pintatis, Christoph Podstawa, Rahel Tabea Roseland, Renate Schächinger, Sven Schupp, Valentina Seidel, Kim Torster

Layout und Satz: Stephan Baglikow

VORWORT

Diskriminierungen begleiten den Alltag einer Vielzahl von Menschen. Immer wieder müssen Menschen, deren Aussehen, Geschlecht, Alter, ... von gesellschaftlichen Normsetzungen abweicht, Anfeindungen und strukturelle Benachteiligungen erleben. Besonders schmerzhaft ist dabei für viele Betroffene, dass Diskriminierungen immer wieder von Menschen geleugnet werden, die diese nicht an sich selbst erfahren haben.

Die Student*innenschaft der Universität Lüneburg engagiert sich seit Jahren im Bereich der Antidiskriminierung. Neben Referaten des allgemeinen Student*innenausschusses wie dem antira (Antirassismusreferat), dem ARCHIPEL (Autonomes Referat für chronische Erkrankungen, Handicaps und Inklusion, psychische Erkrankungen, Empowerment und Lernbeeinträchtigungen) und dem QuaRG (Queer, Awareness, Equal Rights und Gender Matters) geschieht dies über Veranstaltungen und Veranstaltungsreihen wie das coraci (Festival contre le Racisme) und die Aktionswochen gmg (Gesellschaft macht Geschlecht).

Mit dem vorliegenden Reader wollen wir einführende Informationen zu einer Vielzahl von Diskriminierungsformen bieten und erste Ansätze zum Umgang mit Diskriminierung bieten. Bei einem so weiten und komplexen Themenfeld kann eine Publikation nie vollständig sein, wir hoffen aber, viele Anregungen für weitere Beschäftigung zu bieten.

Dieser Reader hätte nicht entstehen können ohne die Bereitschaft so vieler fachlich versierter Menschen, sich durch das Verfassen von Texten einzubringen. Wir danken allen Autor*innen von ganzem Herzen für ihr großes Engagement und allen Menschen, die an der Fertigstellung dieser Publikation beteiligt waren, für ihre große Unterstützung.

Allen Leser*innen wünschen wir spannende Lernerfahrungen und hoffen, dass dieser Reader wertvolle Denkanstöße bieten kann.

INHALTSVERZEICHNIS

- 7 ••• **Vorwort**
- 11 ••• **„Diskriminierung für alle!“**
- 16 ••• **Diskriminierung im Bildungssystem**
Christoph Podstawa
- 22 ••• **Was bedeutet Intersektionalität? Ein Gespräch
über das Verstehen diskriminierender Verhältnisse**
Interview mit Katharina Trostorff
- 34 ••• **Vom Stereotyp zur Diskriminierung:
Wie Einstellungen gegenüber sozialen Gruppen entstehen**
Natalia Sophie Leipholz
- 38 ••• **Rollenbilderquiz**
- 46 ••• **Sexismus ist kein Luxusproblem**
Kim Torster
- 50 ••• **Biologische Rechtfertigung von Sexismus:
Geschlecht geh(t) gut – ganz natürlich?**
Rahel Tabea Roseland
- 56 ••• **Gibt es eigentlich Homophobie?**
Marie Dücker
- 62 ••• **Naturalisierung**
Kristina Heller
- 68 ••• **Antirassismus – Ein aktives Bekenntnis**
Nadine Golly

- 78 ••• Diskriminierende Sprache**
Danae Christodoulou
- 88 ••• Das neue Gesicht des Rassismus – eine polemische Schrift**
Anonym
- 92 ••• Ableism: Erkenntnisse als Vertrauensperson
von Menschen mit Behinderung**
Barbara Hitz
- 94 ••• Alt und ausgemustert?
Altersdiskriminierung im Arbeitsleben**
Renate Schächinger
- 98 ••• Salat? Fatshaming als besondere Form des Lookismus**
Heike Hoja
- 104 ••• Antisemitismus: Das Gerücht über die Juden**
Marcel Duda
- 108 ••• Oben bleiben. Über Klassismus und Klassengesellschaft.**
Kevin Kunze
- 124 ••• Schlaglichter des Antiziganismus:
Ein Panorama zur Geschichte und Gegenwart
des Antiziganismus**
Tobias Neuburger
- 136 ••• Externe Beratungsstellen**
- 138 ••• Glossar**

„DISKRIMINIERUNG FÜR ALLE!“

Valentina Seidel

Haben nicht alle Menschen das Recht, diskriminiert zu werden? Warum dürfen nicht alle diese „wertvolle“ Erfahrung machen? Warum haben nicht alle das „Privileg“, Diskriminierung ignorieren zu können?

Hast du neulich das Poster in der Mensa gesehen?

Welches?

Von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Es geht um die Umfrage „Diskriminierung in Deutschland“. Es soll die bislang größte Erhebung zum Thema Benachteiligung werden. Fühlst du dich diskriminiert?

Ich ein Opfer? Ne, warum? Diskriminierung ist ein hässliches Wort. Manchmal habe ich das Gefühl, dass das Wort „Diskriminierung“ inflationär verwendet wird. Immer wenn etwas nicht so läuft, wie es sich jemand vorgestellt hat, sind die Anderen schuld. Wenn ich etwas will, dann schaffe ich es auch. Jeder ist seines Glückes Schmied. Die Welt steht allen offen.

Wenn du etwas erreichen kannst, heißt es nicht, dass alle die gleichen Möglichkeiten, Zugänge oder Ressourcen haben, ihr eigenes Glück zu schmieden. Denn es gibt Menschen, die auf Grund bestimmter Merkmale oder einer tatsächlichen oder vermuteten Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen eine ungleiche Behandlung erfahren. Zum Beispiel in Behörden, im Bildungs- und Ausbildungsbereich, im Arbeitsleben, auf dem Wohnungsmarkt oder auf der Straße beispielsweise durch Racial Profiling¹.

Wir alle gehören irgendwelchen sozialen Gruppen an, das ist Fakt, ob freiwillig oder unfreiwillig. Auch wenn es Unterschiede zwischen Menschen gibt, sind wir nicht alle gleich!?

Aber genau diese Schubladen sind das Problem. Die soziale Konstruktion von Unterschieden, die Menschen in Kategorien packt, ist unter anderem ein Grund dafür, warum überhaupt diskriminiert wird.

Wir brauchen Schubladen, sonst würde unser Kopf explodieren. Wir müssen differenzieren und unsere Umwelt kategorisieren. Die Welt ist einfach zu komplex. Wie kommt man sonst zurecht? Wir nehmen eben Menschen aufgrund von bestimmten Merkmalen als zusammengehörig wahr und fassen diese in Gruppen zusammen. Dieser Prozess läuft automatisch ab.

Die Schubladisierung unserer sozialen Umwelt an sich wäre ein geringeres Problem, wäre diese nicht mit einer (negativen) Bewertung von bestimmten Gruppen verknüpft. Vorurteile und stereotypische Zuschreibungen sind der perfekte Nährboden für Diskriminierung.

Soziale Kategorien sind identitätsstiftend. Erst durch die Abgrenzung zu den „Anderen“ erkennen wir uns selbst. Vorurteile und Stereotypen gibt es für alle möglichen Gruppen, da wird keiner benachteiligt. Auch wenn soziale Kategorien nicht schön sind, sie sind wirkungsmächtig und hilfreich, um sich in der Informationsflut zu orientieren.

Das will ich nicht bestreiten, dass Stereotype und Vorurteile auch bestimmte Funktionen erfüllen. Vorurteile und Diskriminierung tragen aber dazu bei, dass Machtverhältnisse legitimiert und soziale Ungleichheiten aufrechterhalten werden.

Soziale Unterschiede, Diskriminierung und unterschiedliche Machtverteilung gab es zu jeder Zeit und in jeder Gesellschaft. Es gibt eben nur eine begrenzte Anzahl von Ressourcen z.B. Arbeitsplätze in einer Gesellschaft und um diese wird eben konkurriert. Die individuelle Leistung ist das, was primär zählt.

Schön wäre es, wenn alle nur nach ihrer Leistung und Kompetenz bewertet werden würden. Warum ist dann hierzulande der Bildungserfolg nach wie vor stark von der sozialen Herkunft und der Finanzstärke der Eltern abhängig? Warum erhalten Personen mit einem türkischen Nachnamen trotz gleicher Qualifikation weniger positive Antworten auf eine Bewerbung? Warum müssen Wissenschaftlerinnen 2,5 Mal so viele Publikationen vorweisen wie der durchschnittliche männliche Bewerber, um denselben Grad an

Kompetenz zugesprochen zu bekommen? Das liegt wohl kaum an dem Unvermögen ganzer Bevölkerungsgruppen, nicht wahr?

Es dauert eben, bis bestimmte Gruppen „aufholen“ können. Das passiert nicht von heute auf morgen. Ich finde, jedes Unternehmen sollte selbst entscheiden, wen sie einstellen. Eine absolute Gleichheit ist eine Utopie und stellt zudem eine Ungerechtigkeit dar.

Es geht nicht um Gleichmacherei. Diskriminierung ist nicht das Problem einzelner Individuen, sondern es betrifft die ganze Gesellschaft. So tragen beispielsweise gesellschaftliche Institutionen durch ihr Handeln, Regelungen und jahrhundertlang geltende Vorstellungen von einer bestimmten Norm dazu bei, dass gewisse soziale Gruppen ausgeschlossen bzw. bevorzugt werden.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass gesellschaftliche Institutionen es mit Absicht tun und reine Böswilligkeit dahintersteckt. Das ist bestimmt Unwissenheit. Wenn sich das Problem auf der gesellschaftlichen Ebene abspielt, dann bin ich echt skeptisch, dass es gelingen kann, dort etwas zu verändern.

Natürlich passiert Einiges unbewusst. Selbstreflexion und Sensibilisierung sind wichtig. Aber zahlreiche Ungleichbehandlungen haben eine lange Tradition. Der Mechanismus aller Diskriminierungsformen - u.a. Rassismus, Sexismus, Ableismus, Klassismus oder Homophobie - ist immer der gleiche: gesellschaftliche Etablierung einer ausgrenzenden Norm. Das „Weißsein“ als eine sozial konstruierte Norm wird beispielsweise in einer weißen Mehrheitsgesellschaft nicht hinterfragt. Wenn man dieser Norm nicht entspricht, muss man sich und damit seine Existenz häufig erklären. Es könnte auch anders sein. Man kommt nicht als ein rassistischer Mensch zur Welt, man wird es. Normalität ist veränderbar.

Du schmeißt ja mal wieder mit Begriffen um dich! Was meinst du mit Ableismus? Noch nie gehört.

Von Ableismus oder Ableism spricht man, wenn Menschen aufgrund einer Behinderung bestimmte Fähigkeiten und Stereotypen zugeschrieben werden und diese auf der gesellschaftlichen Ebene behindert und sozial ausgegrenzt werden.

Das ist nicht schön. Wenn ich mir vorstelle, dass ich durch einen Unfall oder eine Erkrankung nicht mehr alles machen kann und dann werden mir noch zusätzlich Steine in den Weg gelegt - das würde mich ziemlich nerven. Das ist alles eine schwere Kost. Ich habe mich bisher damit nicht richtig beschäftigt, weil ich selbst offensichtlich keine richtigen Berührungspunkte zu diesen Themen habe.

Diskriminierung ausblenden zu können, ist eben ein Privileg, das Menschen, die häufig Diskriminierungserfahrungen machen, leider nicht haben. Sie können Merkmale wie zum Beispiel Hautfarbe oder eine körperliche Behinderung nicht einfach ändern.

Wenn gewisse Bevölkerungsgruppen aufgrund von bestimmten gesellschaftlichen Strukturen benachteiligt sein sollten, dann gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder stecke ich als betroffene Person den Kopf in den Sand oder sage „Jetzt erst Recht!“. Jeder Mensch hat eine Selbstverantwortung. Diese Aufgabe kann nicht die Gesellschaft allein übernehmen.

Es geht auch nicht darum, Menschen von ihrer Selbstverantwortung zu befreien. Jedoch haben nicht alle Menschen die gleiche Anzahl von sozialen Barrieren zu bewältigen. Ihre Rechte und eine gleichberechtigte Teilhabe einzufordern, dafür kämpfen immer noch viele Initiativen und gesellschaftliche Gruppen hierzulande und weltweit.

Das ist ihr gutes Recht. Solange diese Kämpfe meine Freiheiten nicht einschränken, bin ich dabei.

Wenn alles beim Alten bleibt, ändert sich nichts. Es geht auch um unsere Privilegien und den kritischen Umgang damit. Das Thema „Ausgrenzung“ ist heutzutage aktueller denn je. Es lohnt sich für alle, sich für soziale Gerechtigkeit, Menschenwürde und Demokratie einzusetzen. Es sind leider keine Selbstläufer...

Valentina Seidel (M.A.) ist Referentin für Gender und Diversity • • •
im Gleichstellungsbüro der Leuphana Universität. Sie findet es
wichtig, diese Themen ins öffentliche Bewusstsein zu tragen und zu
diskutieren, sich mit diskriminierenden Strukturen an der Hochschule
und Gesellschaft auseinanderzusetzen und sich für mehr soziale
Teilhabe und Chancengerechtigkeit zu engagieren.

Fußnoten

¹ Beim „Racial Profiling“ handelt es sich um eine verdachtsunabhängige Kontrolle von Personen aufgrund eines äußerlichen Erscheinungsbilds wie zum Beispiel der Hautfarbe. Mehr erfahren unter: https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/uploads/tx_commerce/Studie_Racial_Profiling_Menschenrechtswidrige_Personenkontrollen_nach_Bundespolizeigesetz.pdf

² <http://www.welt.de/wirtschaft/article126212589/Wenig-Chancen-fuer-Bewerber-mit-tuerkischem-Namen.html>

³ Vgl. Es wurde das Begutachtungssystem des schwedischen Medical Research Council untersucht. Wenneras, Christine and Wold, Agnes. „Nepotism and Sexism in Peer-Review,“ *Nature* 387 (22 May 1997), pp. 341-343.

Literatur

Welt (2014): <https://www.welt.de/wirtschaft/article126212589/Wenig-Chancen-fuer-Bewerber-mit-tuerkischem-Namen.html> (abgerufen am: 15.2.2017)

Wenneras/ Christine/ Wold/ Agnes (1997): „*Nepotism and Sexism in Peer-Review*“. *Nature* 387 (22 May 1997). S. 341-343.

*Männer sind
durchsetzungsfähiger,
Frauen sozialer.*

Diese Auffassung entspricht gesellschaftlichen Erwartungen; Kinder werden bereits in frühen Jahren entsprechend dieser Rollen erzogen. Durchsetzungsfähigkeit und soziale Kompetenzen sind unabhängig vom Geschlecht.

*Frauen haben
kein Interesse an
Führungspositionen.*

Aufgrund des geringen Anteils haben Frauen in Führungspositionen eine Sonderstellung, die sie größerer Belastung und höherem Druck aussetzt. Insbesondere werden Fehler, die sie machen, auf ihr Geschlecht projiziert bzw. zurückgeführt.

*Sexismus - bei diesem
Thema schalten doch
alle gleich ab.*

Selbstkritik - bei diesem Thema schalten doch alle gleich ab. Am besten hören wir damit auf, an uns zu arbeiten

DISKRIMINIERUNG IM BILDUNGSSYSTEM

Christoph Podstawa

Der PISA-Schock¹ der frühen Nullerjahre verschaffte dem Thema Chancengerechtigkeit einen prominenten Platz auf der Agenda von Gesellschaft, Wirtschaft und Politik. Schwarz auf Weiß stand geschrieben, was unzählige Lehrkräfte, Sozialpädagog*innen, Bildungswissenschaftler*innen stets anmerkten: In Deutschland hängen Bildungs- und Aufstiegschancen immens von sozialer Schicht, familiärer Situation und persönlicher Migrationserfahrung ab. Das Bildungssystem reproduziert die soziale Ordnung. (vgl. z.B. Becker/Lauterbach 2010: 13ff)

Kinder sind ein Armutsrisiko und ca. ein Viertel von ihnen lebt bereits in Armut oder ist akut davon bedroht. Viele Eltern können sich einen Kindergartenbesuch für ihren Nachwuchs nicht leisten; auch bei gleicher Leistung gehen Kinder aus unteren sozialen Schichten eher auf niedrigpreisige Schulen und Kinder aus nicht-akademischen Elternhäusern sind an Universitäten unterrepräsentiert. Erst recht, wenn ihre Eltern keine Schul- und Berufsausbildung vorweisen, mindestens ein Elternteil einen Migrationshintergrund hat und/oder sie nur von einem Elternteil aufgezogen wurden. (vgl. z.B. Grabka/Frick 2010: 4f)

Im weiteren Lebensverlauf geht die Bildungsschere weiter auseinander, weil Menschen mit guter Ausbildung bessere Jobs erhalten und Arbeitgeber*innen in diesem Fall mehr in die Weiterbildung investieren. Der Glaube an Leistungsprinzipien im Bildungssystem und an die Chancengerechtigkeit als Kernelement sozialer Marktwirtschaft bekommt hier erste spürbare Risse. (vgl. Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2017)

Es gilt noch immer: Je schlechter die soziale und finanzielle Situation einer Familie ist, desto schwieriger gestaltet sich der soziale Aufstieg. Entscheidend für den weiteren Werdegang des Kindes sind familiäre

Bildungsaspiration, Investitionsmöglichkeiten und Kenntnisse zu Anforderungen des Bildungssystems. (vgl. z.B. Hillmert 2010: 86ff)

Die Bildungsexpansion, die bereits in den 60er Jahren durch den Sputnikschock² ausgelöst wurde, führte zwar zum breiten Ausbau höherer Bildungsinstitutionen, ging jedoch mit einer schleichenden Inflation einher, die vor allem niedrigere Bildungsabschlüsse abwertete. Mit einem Hauptschulabschluss, den hauptsächlich Schüler*innen aus finanziell schwächeren Familien absolvierten, konnte bzw. kann kaum noch eine aussichtsreiche Ausbildung gefunden werden. Zusätzlich achteten viele Ausbildungsbetriebe auf gute Abiturnoten ihrer potentiellen Auszubildenden, wo einige Jahre zuvor ein guter Realschulabschluss ausgereicht hätte. (vgl. z.B. Müller/Pollak 2010: 313ff)

Die Situation verschärfte sich mit zunehmender Deindustrialisierung. Menschen, die Tätigkeiten ausführten, die keine höhere Ausbildung voraussetzten, wurden zunehmend durch Maschinen ersetzt und sahen sich prekären Arbeitsverhältnissen oder Arbeitslosigkeit ausgesetzt. Vor allem Menschen mit Migrationshintergrund waren besonders hart betroffen, weil sie als „Gastarbeiter*innen“ für einfache Arbeiten angeworben und ebenso auch behandelt wurden. Ziel war es nicht, den Menschen Perspektiven im Land zu eröffnen, sondern Anreize zur Rückreise in ihre „Heimat“ zu schaffen, obwohl längst klar war, dass sie bleiben wollen und werden. Ohne Berufserfahrung oder Investition in die eigene Ausbildung, die wiederum Ressourcen voraussetzt, manifestierten sich prekäre Positionen und Aussichtslosigkeit. Kinder von Menschen in solchen Lebenssituationen haben besonders schwierige Ausgangspositionen für ihre Bildungslaufbahn. Hier schließt sich der Kreis und die Geschichte wiederholt sich von Neuem. (vgl. z.B. Grundmann/ Bittlingsmayer/Dravenau/Groh-Samberg 2010: 61ff)

Mit den erwarteten Folgen des demografischen Wandels wurde ein erstes Umdenken eingeleitet, mit dem Ergebnis, dass die EU, der Bund, die Länder und zahlreiche Stiftungen Projekte und Angebote zur Förderung benachteiligter gesellschaftlicher Gruppen bereitstellten.

Trotz aller Schwierigkeiten wurden einige sinnvolle Reformen auf den Weg gebracht. Bund, Länder und Kommunen entdeckten die Wichtigkeit der Kindergärten für den Bildungsverlauf von Kindern aus sozial schwächeren Familien; das Ganztagschulsystem und das gemeinsame Lernen wurden sukzessive ausgebaut und die Hochschulen öffneten sich für Menschen, die nicht den klassischen Werdegang „erst Gymnasium, dann Studium“ gehen konnten oder wollten. Es bleibt zu hoffen, dass die folgende Erkenntnis bis hinein in die Entscheidungsgremien salonfähig wird: Ein gutes Bildungssystem ist zwar teuer, aber – um mit Worten Kennedys zu sprechen – das Einzige, was auf Dauer teurer ist als Bildung, ist keine Bildung. (vgl. z.B. Der Spiegel 2016)

Gleiches gilt für die Inklusion geflüchteter Menschen, welche das Bildungssystem vor alt bekannte Aufgaben stellt. Es sollte hier immer wieder vor Augen geführt werden, dass Heterogenität in Kindergartengruppen, in Klassen, in Studiengängen und Weiterbildungskursen nicht nur „normal“, sondern auch wünschenswert ist. Immerhin leben wir in einer Demokratie, wo wir uns alle das gleiche Recht auf individuelle Persönlichkeitsentwicklung teilen.

Die Strukturen des Bildungssystems müssen sich der gesellschaftlichen Realität anpassen und nicht die Menschen den Strukturen. Jeder Versuch, Menschen in Strukturen zu pressen, benachteiligt. Auch wenn zunehmend eine „Bringschuld von Migrant*innen und Geflüchteten“ gefordert, die Kosten der Inklusion beziffert und kulturelle Konflikte befürchtet werden, sollte Folgendes unangetastet bleiben: Menschen haben ein Recht auf Bildung, gesellschaftliche Teilhabe und berufliche Perspektiven.

Projekte und Unterstützungsangebote, die demokratischen und partizipativen Ansprüchen gerecht werden wollen, stehen vor dem Dilemma zwischen Anerkennung von Unterschieden und Besonderheiten der Menschen auf der einen Seite und dem Prinzip der Gleichbehandlung aller Menschen auf der anderen Seite. Anhand der Sprachförderung in Kindergärten und Schulen, die seit langem zentrales Thema der Bildungsdiskussionen ist, lässt sich eine Lösung

der obigen Abstraktion gut veranschaulichen: Breit aufgestellte Sprachförderung ist enorm wichtig für einen weiteren positiven Bildungsverlauf von Kindern mit Sprachförderbedarf. Unabhängig davon, ob sie einen Migrationshintergrund haben oder nicht. Unterstützende Angebote müssen allen mit entsprechenden Bedarfen offen stehen. Unabhängig von Religion, Nationalität, Geschlecht, sozialer Zugehörigkeit oder anderer Etikettierungen. Soziale Kategorisierungen sind konsequent zu vermeiden. Solche Projekte sind teuer, wenn aber nicht breit investiert und reformiert wird, kommt der nächste Bildungsschock schon bald. Wir dürfen auf seinen Namen gespannt sein. (vgl. z.B. Mecheril 2004 94; Hamburger 2006: 181f)

Christoph Podstawa (35) arbeitet als Diplom-Pädagoge und leitet das • • •
Lotsenprojekt an der Leuphana Universität Lüneburg.
Nicht nur beruflich, sondern auch privat engagiert er sich
für soziale Gerechtigkeit.

Fußnoten

¹ Die OECD veröffentlichte 2000 die erste PISA-Studie (Programme for International Student Assessment). Die Ergebnisse führten zu einem Schock in Deutschland. Zentrale Ergebnisse waren die nur durchschnittlichen Werte in den Hauptfächern, der enge Zusammenhang zwischen Herkunft und Bildungslaufbahn und die unterdurchschnittlichen Ausgaben des Bundes. Die meisten Politiker*innen wollten das Bildungssystem reformieren und mehr Geld in die Hand nehmen. Ein nicht unerheblicher Teil von Politiker*innen machte Schüler*innen mit Migrationshintergrund und ihre scheinbar geringe Bereitschaft zur Integration für das schlechte Ausschneiden verantwortlich.

² 1957 schickte die Sowjetunion den Satelliten Sputnik 1 in die Umlaufbahn. Der „Westen“ war schockiert über den technologischen Fortschritt der Sowjetunion. Dieser Schock führte unter anderem auch zur Bildungsexpansion der 60er und 70er Jahre.

Literatur

Becker, Rolf/ Lauterbach, Karl: „*Bildung als Privileg. Ursachen, Mechanismen, Prozesse und Wirkungen dauerhafter Bildungsungleichheiten.*“ In: **Becker, Rolf/ Lauterbach, Wolfgang** (Hrsg.): „*Bildung als Privileg. Erklärung und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheiten.*“ Wiesbaden, 2010. S. 11-50.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2017): „*Lebenslagen in Deutschland. 5. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung.*“ Berlin. 2017. <http://www.armuts-und-reichtumsbericht.de/DE/Indikatoren/Gesellschaft/Bildungsniveau/bildungsniveau.html>

Der Spiegel (Hrsg.): „*Bund und Länder versprechen mehr Geld für Kinderbetreuung.*“ Hamburg, 15.11.2016. <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/job/kinderbetreuung-bund-und-laender-versprechen-mehr-geld-fuer-kitas-a-1121348-druck.html>

Grabka, Markus/ Frick, Joachim: „*Weiterhin hohes Armutsrisiko in Deutschland: Kinder und junge Erwachsene sind besonders betroffen.*“ In: DIW – Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung e.V. (Hrsg.): „*Wochenbericht des DIW.*“ Nr. 7, Berlin, 2010.

Grundmann, Mathias/ Bittlingsmayer, Uwe /Dravenau, Daniel/Groh-Samberg, Olaf: „*Bildung als Privileg und Fluch – zum Zusammenhang zwischen lebensweltlichen und institutionalisierten Bildungsprozessen.*“ In: **Becker, Rolf/ Lauterbach, Wolfgang** (Hrsg.): „*Bildung als Privileg. Erklärung und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheiten.*“ Wiesbaden, 2010. S. 51-78.

Hamburger, Franz: (2006): „*Konzept oder Konfusion? Anmerkungen zur Kulturalisierung der Sozialpädagogik.*“ In: **Otto, Hans- Uwe/ Schrödter, Mark** (Hrsg.): „*Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Multikulturalismus – Neo- Assimilation – Transnationalität.*“ Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Sonderheft 8. Lahnstein. S.: 178- 191.

Hillmert, Steffen: „*Soziale Ungleichheit im Bildungsverlauf: zum Verhältnis von Bildungsinstitutionen und Entscheidung.*“ In: **Becker, Rolf/ Lauterbach, Wolfgang** (Hrsg.): „*Bildung als Privileg. Erklärung und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheiten.*“ Wiesbaden, 2010. S.: 79- 106.

Mecheril, Paul (2004): „*Einführung in die Migrationspädagogik.*“ Weinheim.

*Frauenförderung ist nicht
mehr zeitgemäß. Ich kann
und darf als Frau ohnehin
alles, was ein Mann kann.*

Es gibt immer noch wenige Frauen in Führungspositionen. Das wird besonders in der Berichterstattung über die wenigen Ausnahmen sichtbar. Zudem bekommen Frauen im Vergleich zu Männern weiterhin weniger Gehalt in vergleichbaren Positionen.

*Frauen sollen sich selbst
helfen, wir sind dafür
nicht zuständig.*

Menschen, die diskriminiert werden, sind meistens bereits ausgeschlossen und haben daher oft nicht mehr die Möglichkeit, für sich selbst zu sprechen und wahrgenommen zu werden. Aus einer privilegierten Position heraus kann aber dazu beigetragen werden, ihnen diesen Raum zu geben.

WAS BEDEUTET INTERSEKTIONALITÄT? EIN GESPRÄCH ÜBER DAS VERSTEHEN DISKRIMINIERENDER VERHÄLTNISSE

Natalia Leipholz und Verena Pintatis

Das Interview mit Katharina Trostorff fand am 10.1.2017 in einem Büro auf dem Uni-Campus statt und wurde von Verena Pintatis und Natalia Sophie Leipholz geführt, transkribiert und redaktionell überarbeitet.

V: Guten Morgen. Vielen Dank, dass du dir die Zeit genommen hast, mit uns zu sprechen. Starten wir mit der ersten Frage: Wie kannst du den Begriff Intersektionalität erklären?

K: Der Begriff Intersektionalität bezieht sich auf verschiedene Kategorisierungen sozialer Ungleichheit. Das sind z.B. Geschlecht, Ethnizität, körperliche oder geistige Be/Hinderungen, sexuelle Identität und Orientierung, sowie Körper. Politische Einstellung als eine Kategorisierung sozialer Ungleichheit könnte auch in Betracht gezogen werden. Hier zeigt sich schon, dass Kategorisierungen nichts mit ‚Natur‘ oder Biologie zu tun haben müssen, auch wenn traditionell durchaus versucht wird, Ungleichheit zu essentialisieren. Vielmehr kommt es auf gesellschaftliche Machtverhältnisse, Diskurse und Benennungspraktiken an, welche Kategorisierungen ins Leben rufen und bewerten. Innerhalb dieser Kategorisierungen, die ich als Skalen verstehe, gibt es privilegierte und marginalisierte Positionierungen. Das heißt, jede Person ist in irgendeiner Weise vergeschlechtlicht, ethnifiziert und disabled, und somit ist sie auf diesen Skalen immer schon intersektional positioniert. Der Zusammenhang zwischen Diskriminierung und Intersektionalität besteht nun darin, dass durch diese immanenten intersektionalen Positionierungen verschiedene, auch neue, Diskriminierungsformen auftreten können.

Beispielsweise sind in unserer westeuropäischen Gesellschaft weiße, heterosexuelle, körperlich und geistig un-be/hinderte Männer dieje-

nigen, die strukturell eher privilegiert sind; das heißt, sie können sich z.B. unbehelligter in der Öffentlichkeit bewegen, sie können eher ihre Ziele erreichen, sie bekommen eher einen Job, der ihren Fähigkeiten und Erwartungen entspricht. Das bedeutet nicht, dass diese Privilegierungen im Einzelfall immer wirkmächtig sind, aber den so Positionierten begegnen strukturell weniger Widerstände als anderen. Gleichzeitig stellen diese privilegierten Positionierungen die unmarkierten Normen und ‚Normtypen‘ dar.

Eine Positionierung kann jedoch auch eine Marginalisierung sein. Dies bedeutet, dass ich dann auf den eher weniger- oder nichtprivilegierten Positionierungen gesellschaftlich relevanter Kategorisierungen verortet bin: ich werde strukturell eher benachteiligt, werde eher diskriminiert. Das trifft in diesen Kategorisierungen wie Geschlecht, Ethnizität und Dis/Ability auf Frauen*, Trans*, People of Colour, oder körperlich oder geistig be/hinderte Menschen zu, die sowohl im Alltag Diskriminierung erfahren als auch strukturell benachteiligt sind. Das heißt, sie besitzen nicht die gleichen Privilegien, selbstverständlich und so zu leben wie andere. Und zwar nicht aus sich selbst heraus, sondern aufgrund ihrer Diskriminierung durch die Gesellschaft.

N: Kannst du noch einmal die wichtigsten Punkte der Marginalisierung nennen?

K: Die Marginalisierung lässt sich anhand von drei Aspekten beschreiben: Erstens sind wie eben beschrieben marginalisierte Menschen gesellschaftlich anders positioniert, also nicht so privilegiert wie die ‚Normtypen‘. Zweiter Punkt: Es bedeutet, sie sind sogenannten Mikroaggressionen im Alltag ausgesetzt, sie werden beispielsweise mit trans-/homophoben oder frauen*feindlichen Sprüchen konfrontiert. Dazu kommt ein ständiger Rechtfertigungsdruck, nicht ‚normal‘ – heißt: nicht privilegiert – zu sein. Und drittens findet eine sogenannte Verkollektivierung statt, bei der die Handlung einer Person auf eine gesamte Gruppe übertragen wird, zu der die Person zugeordnet wird. Z.B. steht das Handeln eines Moslems oft stellvertretend für die gesamte Gruppe der Muslim:innen. Zeitgenössisch ist beispielsweise zu beobachten, dass diesen oft eine Kollektivschuld an Terroranschlägen

oder eine generelle Menschenfeindlichkeit unterstellt wird. Dadurch sind sie in westeuropäischen Gesellschaften vielmehr Anfeindungen ausgesetzt als z.B. Christ:innen. Natürlich begehen auch diese Verbrechen und Unrechtes, aber der Unterschied ist: Christ:innen werden nicht als homogene Gruppe definiert, da sie eher der ‚Normalität‘ entsprechen. Eine intersektionale Analyse könnte sich diese Frage in Zusammenhang mit weiteren Kategorisierungen anzuschauen und verstehen, wie beispielsweise Geschlechterstereotype im Zusammenhang mit Religion wirkmächtig werden und Menschen positionieren.

V: In den Medien wird es eher als Einzeltat dargestellt, wenn ein Christ ein Verbrechen begeht und sie wird individuell einem Menschen zugeschrieben.

K: Genau, es wird nicht auf diese Kategorisierungen zurückgeführt, was wir oft bei als privilegiert positionierten Menschen beobachten können. Ein gutes Beispiel dafür ist der Diskurs um den norwegischen Terroristen Anders M. Breivik, der 2011 in Norwegen 77 Menschen umbrachte. Medial wurde Breivik ziemlich schnell pathologisiert und außerhalb der norwegischen Gesellschaft positioniert, obwohl er religiös und ethnisch durchaus aus deren Mitte stammte, auch über sein Geschlecht wurde wenig debattiert. Es wurden kaum Rückschlüsse auf seine gesellschaftliche Positionierung anhand dieser Kategorisierungen gezogen, anders als bei islamistisch motivierten Gewalttaten.

N: Kennt ihr das pars-pro-toto Prinzip? Menschen aus (marginalisierten) Fremdgruppen wird immer das schlechteste Merkmal eines Mitglieds der Gruppe zugeschrieben. Der (privilegierten) Eigengruppe wird das beste Merkmal zugeschrieben oder aber sie wird als sehr heterogen eingestuft, wie im oben genannten Beispiel: Schlechte Taten seien dann individuelle Ausnahmen. Dieses Schema der Generalisierung lässt sich auch auf Geflüchtete anwenden. Zu nennen sei hier das 2016 stattfindende Verbrechen des Geflüchteten aus Tunesien, der mit einem LKW in einen Weihnachtsmarkt gefahren ist. Der sich anschließende Prozess ist die vorhin genannte Verkollektivierung: Anis Amri wird der (marginalisierten) Gruppe der Geflüchteten zugeordnet und sein ‚verbrecherisches Wesen‘ wird zu einem poten-

tiellen Merkmal der Gruppe der Geflüchteten. So entsteht Angst. Fahren wir fort: Intersektionalität beschäftigt sich mit multipler Diskriminierung. In welchem Verhältnis steht diese zu einfacher Diskriminierung? Und ist es überhaupt sinnvoll, einen Vergleich zwischen diesen beiden zu ziehen und ab wann besteht die Gefahr einer Hierarchisierung? Damit meine ich z.B., dass eine Frau*, die Schwarz ist, möglicherweise ‚stärker‘ diskriminiert und ausgegrenzt wird als eine weiße Frau*?

K: Heutzutage geht man nicht mehr davon aus, dass diese Verständnisse von einfacher oder multipler Diskriminierung trennscharf sind. Die ‚multiple Diskriminierung‘ ist eher ein Begriff aus den 1980er Jahren, als man davon ausging, dass es eine additive Benachteiligung gäbe: Ich bin Frau*, ich bin Schwarz, ich bin dis-abled, und werde dadurch mehrfach diskriminiert. Oder auch Frau*/Schwarz/Arbeiter:in, was als Konzept der ‚triple oppression‘ breit diskutiert wurde. Mittlerweile wissen wir aber, dass durch die Überlagerung von Diskriminierungsformen völlig neue entstehen und ich geschlechtliche Diskriminierung nicht von rassistischer trennen kann.

Ich finde es als Wissenschaftler:in schwierig, analytisch nicht zu hierarchisieren: Denn zum einen hierarchisiere ich, wenn ich mir anschauere, was es für sexistische und rassistische Diskriminierungsformen in der Universität oder in der Stadt gibt. Gleichzeitig hierarchisiere ich, wenn ich sie mir nicht angucke, weil ich nämlich das, was ich ausblende, als selbstverständlich und ‚normal‘ reproduziere. Von daher gibt es darauf keine einfache Antwort. Es kommt immer darauf an, was ich mit der Hierarchisierung bezwecke, aus welcher Perspektive ich spreche und wie ich mit den Sachen umgehe, die mir begegnen.

V: Wo liegen die Ursprünge der Intersektionalitätsforschung?

K: Die Idee, dass Geschlecht nicht nur Geschlecht ist, sondern das dieses auch immer mit anderen Kategorisierungen zu tun hat, gibt es schon relativ lange. Im 19. Jahrhundert gab es erste Bewegungen seitens versklavter Schwarzer Frauen, die kritisierten: „Hey, ihr weißen Frauen, ihr wollt für eure Rechte als Frauen kämpfen, aber ich arbeite den ganzen Tag auf dem Feld und bei mir geht es nicht darum, dass

ich zu Hause bleiben und auf die Kinder aufpassen muss. Ich hab eine ganz andere Lebenswirklichkeit als ihr, aber bin ich etwa keine Frau?“ Letzteres ist ein sehr berühmt gewordener Ausspruch von Sojourner Truth in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

In den USA der 1950/60er Jahre gab es viele Interventionen gerade der Schwarzen Frauen und Frauenbewegungen, die deutlich gemacht haben: „Euer Feminismus ist ein weißer, der hat mit uns überhaupt nichts zu tun.“ Diese sozialen Kämpfe fanden langsam Eingang in die wissenschaftliche Theorie. Eine wirkliche Relevanz in der weißen akademischen Welt hat das Konzept der Intersektionalität erst seit Ende der 1980er Jahre. In dieser Zeit ist Intersektionalität als Begriff und Konzept vor allem durch einen Artikel von Kimberley Crenshaw entstanden. Die US-amerikanische Juristin begleitete ein Gerichtsverfahren, in dem sich Schwarze Frauen gegen rassistische Beschäftigungspolitik eines US-amerikanischen Automobilkonzerns gewehrt haben. Crenshaw kam zu der Erkenntnis, dass es bei einer Gleichzeitigkeit rassistischer und sexistischer Diskriminierungen damals kaum adäquate juristische Strategien gab. Crenshaw hat in ihrem Artikel in Rückgriff auf diese Gerichtsprozesse das Bild einer Intersektion aufgeworfen, also einer Kreuzung: Es gibt eine Straße, die heißt Geschlecht, und eine Straße, die heißt race. Es passiert ein Unfall und keine:r weiß, welche Ambulanz jetzt zuständig ist, also aus welcher Richtung der Krankenwagen kommen soll. Mittlerweile wurde das Konzept weiterentwickelt: Die Straßen treffen sich nicht nur auf einer Achse, sondern verlaufen auch parallel.

N: Lauert bei einer Forschung, die Differenzen ausspricht und thematisiert, die Gefahr, dass diese Differenzen dadurch erst hervorgerufen werden? Und wie verhält es sich in diesem Zusammenhang mit dem Konzept der Gleichheit?

K: Ich frage mich, was Gleich-sein überhaupt heißt. Ist es wirklich Gleichheit oder ist es eher die Gerechtigkeit, über die wir sprechen sollten? Also wenn Menschen im Leben verschiedene Startpunkte haben, ist es vielleicht gar nicht gerecht, wenn sie gleichbehandelt werden. Vielmehr brauchen sie bestimmte Förderungen, Unterstützungen

oder einfach den Wegfall von Diskriminierungen, um sich verwirklichen zu können. Wenn es in meinem Körper eine Gebärmutter gibt und von mir gesellschaftlich erwartet wird, dass ich ein Kind gebäre und aufziehe, muss ich trotzdem irgendwelche Möglichkeiten haben, eine erfolgreiche berufliche Laufbahn einzuschlagen. Von daher würde ich das Konzept der Gerechtigkeit dem der Gleichheit vorziehen.

Die Frage der Thematisierung von Differenzen ist auch in der empirischen Forschung von hoher Relevanz. Der Prozess der Herstellung von Differenzen wird durch Institutionen und Strukturen unterstützt, durch die wir erst lernen, zu unterscheiden. Geschlecht als gesellschaftlich unabhängiges Phänomen gibt es nicht. Wir bringen es hervor, wir konstruieren es, auch weil es dafür gute (und schlechte) Gründe gibt. Wenn ich zu einer Person sage „Ladies first“ und ihr die Tür aufhalte, wird sie durch mich (erneut) zur Frau. Das hat Simone de Beauvoir in den 50er Jahren gemeint: „Man wird nicht als Frau geboren, man wird es!“ Ich muss mir als kritisch Forschende diese Prozesse und Strukturen anschauen und sie als beobachtbare, partikuläre Wirklichkeiten mit realen Folgen wahrnehmen, sie analysieren und kritisieren. Wenn ich dabei bleibe, dass Geschlecht nur etwas Ausgedachtes sei, dann bin ich gar nicht handlungsfähig. Ich muss Geschlecht als Forschungsperspektive einnehmen, um mit dem Wissen darum arbeiten, um die Verhältnisse zu verändern. Dabei gehe ich nicht davon aus, dass Geschlecht etwas Fixes sei.

N: Aber noch einmal zum Thema „Ansprachen von Differenzen“: Man hört von Personen mit körperlicher Be/Hinderung, dass sie sich manchmal nicht für ganz voll genommen fühlen oder eben reduziert auf die körperliche Be/Hinderungen. Gerade wenn man dann artikuliert, dass eine Person eben nicht zum Bus sprinten könne, wird hervorgehoben, dass diese Person eine körperliche Behinderung hat und dadurch werden ihr Kompetenzen abgesprochen.

V: Das hat ja auch wieder mit Stereotypen zu tun: Man vermischt wahllos verschiedene Dinge: Dass beispielsweise eine Person mit körperlicher Be/Hinderung auch geistig eingeschränkt sei. Also strukturell ist es wichtig zu zeigen, dass sie manche Möglichkeiten nicht

haben (bspw. schnell zum Bus sprinten), aber dass man das nicht auf Einzelfälle beziehen oder immer direkt ansprechen sollte.

K: Meine Perspektive wäre eher zu schauen, welche Privilegien ich habe. Also nicht mit dem Finger auf andere zu zeigen, im Sinne von Bemitleidung, sondern zu schauen, in welchen Bereichen ich in der guten Position bin und was mir das für Vorteile verschafft, die eben nicht selbstverständlich sind. Das wäre für mich ein erster Schritt, um Machtverhältnisse vielleicht nicht gleich komplett aufheben zu können, sie aber aufzubrechen und zu verändern.

N: **Meine Utopie wäre auch, dass wenn eine Person mit dunkler Hautfarbe einen Bus betritt, man die Hautfarbe nicht erkennt, nicht wahrnimmt, sprich nicht als erstes Attribut der Person zuschreibt. Das wäre auch ein Schritt hin zu einer Gesellschaft, in der Differenzen nicht mehr betitelt und kategorisiert werden; dass ein solches Attribut wie eine dunklere Hautfarbe kein herausstechendes Merkmal gegenüber anderen Personen ist, die eine helle Hautfarbe haben. Dabei ertappe ich mich oft selbst und denke, ich sei rassistisch. Doch es lässt sich nicht einfach wegzaubern.**

K: Ja, also wir leben in einer rassistischen Gesellschaft und es nicht leicht oder möglich, das auszublenden. Ich würde sagen, dass es nicht sinnvoll ist, so etwas durch Beschluss auszublenden zu wollen, weil die sogenannte Colour-Blindness auch verschleiert, dass es diese Diskriminierungsverhältnisse gibt. Zu behaupten, dass es mir egal sei, ob jemand weiß oder Schwarz ist, trifft nicht die Lebenswirklichkeit der Person und verschleiert dadurch strukturelle Benachteiligung. Diese Debatte gab es in Bezug auf Geschlecht: Als die Piratenpartei 2011 in das Berliner Abgeordnetenhaus einzog, wurde ihre postgender-Utopie diskutiert, welche davon ausgeht, dass Geschlecht keine Rolle spielen sollte bei der Besetzung von Ämtern. Daraufhin gab es einige Interventionen, vor allem von Frauen, die meinten, dass es begrüßenswert sei, Geschlecht nicht als relevant zu erachten, es aber faktisch trotzdem eine Benachteiligung von Frauen* gäbe. Diesen Umstand kann man auch auf andere Kategorisierungen und Benachteiligungsformen übertragen. Wir können also nicht pauschal sagen, dass es gut ist zu

differenzieren oder nicht, sondern es kommt immer darauf an, was ich damit will und aus welcher Perspektive ich das tue.

V: Ist die Intersektionalitätsforschung ein rein analytisches Vorgehen oder gibt es auch handlungspraktische Ansätze?

K: Intersektionalitätsforschung hat im Gegensatz zu Diversitätsforschung einen grundlegend gesellschaftskritischen Anspruch und arbeitet meist emanzipatorisch und progressiv. Menschen, die sich mit Intersektionalität auseinandersetzen, haben in den meisten Fällen auch einen politischen Anspruch. Die Forschung als solche ist wissenschaftlich, und sie ist zum großen Teil auch politisch motiviert.

N: Und wie können Erkenntnisse einer solchen Forschung auch an die außeruniversitäre Bevölkerung oder an Menschen, die sich noch nicht mit dem Thema der Diskriminierung beschäftigt haben, gelangen? In welcher Rolle siehst du dich selber dabei?

K: In meinem Alltag, sowohl in der Universität als auch außerhalb, spreche ich sehr viel über diese Themen und versuche mehr zu erfahren, andere Perspektiven wahrzunehmen und mit vielen Leuten darüber zu reden; auch mit welchen, die sich noch nicht viel mit dem Thema beschäftigt haben. Es ist wichtig, Sensibilität zu schaffen und Leute zum Nachdenken anzuregen. Ich sehe mich als Multiplikator:in und hoffe, dass diejenigen, die ich zum Nachdenken anregen konnte, bspw. durch Seminare, wiederum auch zu Multiplikator:innen werden. Eine Politisierung nach innen sehe ich als notwendig an.

Wie können sie in die außerakademische Öffentlichkeit gelangen? Natürlich durch Veranstaltungen, durch kontinuierliche oder anlassbezogene politische Gruppen oder auch durch Demonstrationen. Wenn wir uns anschauen, was an Silvester 2015/2016 und danach in Köln in der medialen Debatte passiert ist, als Rassismus und Sexismus als Diskriminierungsformen arg vermischt und gegeneinander ausgespielt worden sind, ergeben sich viele Ansatzpunkte, diese Themen öffentlich anzusprechen. Beispielsweise muss darauf hingewiesen werden, dass hier Sexismus benutzt wird, um Rassismus zu legitimieren.

N: Das passt auch gut zu der „Nafri-Affäre“ von genau dem Silvester. Denn dort gab es eine Hierarchisierung von Diskriminierungsfor-

men: Sexismus sei schlimmer als Rassismus. Deswegen wurde allen Männern, die aussehen, als kämen sie aus arabischen Ländern, der Zutritt auf den Platz verwehrt, damit Frauen nicht wieder sexuell missbraucht würden.

K: Was dort auch noch passiert ist: Die bundesdeutsche weiße Bevölkerung wird von Sexismus völlig frei gesprochen und alltägliche sexualisierte Gewalt an Frauen* ausgeblendet, welches mit deren Lebensrealitäten jedoch nicht einhergeht. Diese vielschichtigen Bezüge zwischen den Diskriminierungsverhältnissen, also Rassismus und Sexismus, lassen sich vielleicht gar nicht nur in der Intersektionalitätsforschung verorten, sondern verdienen möglicherweise ein noch weitergehendes Konzept. Diskriminierungsverhältnisse haben unmittelbar mit Kategorisierungen zu tun, sind aber nicht das gleiche. Verschränkungen von Rassismus und Sexismus werden gegeneinander ausgespielt und heben sich ein Stück weit auf, aber sie legitimieren sich auch gleichzeitig wieder.

N: Auf jeden Fall treffen hier Rechte verschiedener Gruppen aufeinander. Hier z.B. das Recht der Frauen* auf Unversehrtheit und das Recht einer jeden Person auf gleiche Anerkennung, egal welcher Hautfarbe oder Herkunft. So etwas ist natürlich eine große Schwierigkeit, genau wie bei der Diskussion, ob man jetzt Ehen zwischen minderjährigen Frauen* und erwachsenen Männern, die nach Deutschland geflüchtet sind, trennen darf oder nicht. Denn man weiß nie mit Sicherheit, ob es eine Zwangsheirat war. Dadurch könnte man die Personen auch diskriminieren, wenn die Frau* den Mann tatsächlich liebt. Hier stehen wir vor einem ethischen Dilemma, da wir nicht wissen, ob sie gezwungen wurde und es aus Angst vor Gewalterfahrung nicht zum Ausdruck bringen kann. Dies tritt in ähnlicher Weise sicherlich auch in der Intersektionalitätsforschung auf.

K: Hier herrschen vor allem Machtverhältnisse: Wer entscheidet über wen? Und sich dessen bewusst zu werden, ist schon mal der erste Schritt. Denn wenn Gruppen oder gesellschaftliche Schichten, die selbstverständlich Macht innehaben, sich nicht reflektieren, werden sie immer dazu beitragen, diese Machtverhältnisse und Ungleichhei-

ten zu reproduzieren. Dafür zu arbeiten, dass Leute ihre Privilegien reflektieren, um Benachteiligungen von anderen zu sehen, die nicht zur eigenen Lebenswirklichkeit gehören, ist wichtig. Aber es ist auch sehr langwierig und mühsam.

N: Würdest du mit Menschen kommunizieren, die deinem Weltbild, deinen Forschungsthemen widersprechen? Versuchen, ihnen die Augen aufzumachen oder auf etwas aufmerksam zu machen? Weil möglicherweise sind konservative Personen auch einfach mit solchen Bereichen noch nie in Kontakt gekommen. Ich würde jetzt auch aus meiner eigenen Erfahrung ehrlich sagen, dass ich vieles einfach nicht wusste und so blöde Stereotype in meinem Kopf hatte, die ohne den Kontakt zu Themen wie Diskriminierung möglicherweise noch immer bestehen würden. Es klingt ein wenig blöd, aber kann man solchen Menschen, die nicht das Privileg hatten, mit solchen Gedanken in Kontakt zu kommen, einen Vorwurf machen? Mit solchen Menschen meine ich nun nicht die radikale Form wie AfD-Anhänger:innen, sondern eben Personen mit einem sehr konservativen Weltbild, die bspw. gegen die Homo-Ehe sind.

K: Nein, ich denke Vorwurf ist nicht das richtige Wort, aber es liegt an den Leuten, wie viel Ignoranz sie sich selber zugestehen, und dass es in der Verantwortung der Menschen liegt, für andere zu sorgen und offen zu sein für Lebenswelten und Wirklichkeiten, die nicht genauso sind wie ihre eigenen. Einstellungen, in denen für Aufklärung über Diskriminierung kein Platz hat, haben ganz viel mit Ressentiments, Angst vor Veränderung und eigenem Bedeutungsverlust zu tun. Ich halte es für sinnvoll, sehr konservativen rechtseingestellten Leuten ihr christliches heteronormatives Weltbild zugestehen zu können, aber ihnen auch zu sagen, dass Leute das Recht haben, anders zu leben.

N: Welche Rolle spielt die Sozialisation bei der intersektionalen Identität?

K: Sie spielt DIE Rolle. Identitätsbildung ist natürlich etwas, was ich aktiv vornehme und wobei ich auch jeden Tag übe, mich zu identifizieren und zu positionieren. Aber gleichzeitig ist es auch ganz wichtig, wie mein Umfeld das wahrnimmt. Wenn mein Umfeld mir ständig sagt, du

bist die weiße Cis-Frau, dann bin ich das auch. Von daher ist Identität schlussendlich ein Zusammenspiel von mehreren Faktoren: von mir selbst und meinem Umfeld, von alltäglichen Handlungen, von Institutionalisierungen und von Wissen, das ich besitze. Wichtig ist, dass Identität und auch Positionierungen veränderlich sind, aber sich eben auch nur schwer oder sehr langsam verändern lassen, weil wir alle Gewohnheitsmenschen sind und wiederholen, was wir schon kennen.

V: Die letzte Frage: Gibt es Ansätze dafür, die Forschungsergebnisse bspw. auf den Bereich der Ökonomie anzuwenden? Stichworte wären hier Kapitalismus oder Ausbeutung.

K: In Bezug auf Ausbeutung und globale Abhängigkeiten gibt es theoretische Überlegungen, wie von Helma Lutz, die zu Auslagerungen von Hausarbeit an Migrantinnen in der BRD geforscht hat. Sie hat sich gefragt, wie sich so ein weiß-deutscher Feminismus zu Lasten der Verlagerung von unbezahlter Arbeit an geflüchtete Frauen aus beispielsweise osteuropäischen Ländern verwirklichen lässt.

Eine der Kernideen der marxistischen Aktivist:innen war, dass, sobald man den Kapitalismus abschafft und damit die Klassenverhältnisse, wir eine gerechte Welt haben und sich automatisch auch alle anderen Diskriminierungsformen auflösen. Worauf Feminist:innen entgegnet haben, dass erst die Geschlechterverhältnisse angegriffen werden müssen und für Geschlechtergerechtigkeit gesorgt werden muss. Erst dann würden sich auch alle anderen Verhältnisse, z.B. die Klassenfrage, lösen. Man kennt das unter den Begriffen Haupt- und Nebenwiderspruch: Was ist eigentlich die wichtigere Kategorie? Müssen wir zuerst gegen die kapitalistische Ausbeutung angehen (bspw. Hausarbeit bezahlen) oder müssen wir dafür sorgen, dass auch Männer die Care-Arbeit machen? Werden sich dann auch die Klassenverhältnisse ändern?

N: Hier spielt auch die privilegierte Sicht mit hinein: Wir kaufen Primark-Klamotten und akzeptieren, dass Frauen bzw. teilweise auch Kinder für einen Hungerlohn täglich 12 Stunden an den Nähmaschinen sitzen. Häufig heißt es dann, ohne Arbeit würde es ihnen noch schlechter gehen. Aber so lässt sich deren unterdrückte Position nicht verändern, denn wir erzeugen die Nachfrage und unterschreiben

einen Kaufvertrag; unterstützen damit die Produktionsweise. Hier handelt es sich auch um eine multiple Diskriminierung (nicht-westliche Frau*) und da frage ich mich, ob man da handlungspraktisch tätig werden könnte.

K: Du hast völlig Recht. Ich denke, auch wenn es Männer wären, die dort in den Fabriken säßen, wäre Handlungsbedarf dringend notwendig. Was genau die Intersektionalitätsforschung dazu sagen kann, ist es, sich die Sachen anzuschauen, in die Öffentlichkeit und ins Bewusstsein zu rücken, zu sensibilisieren, dass es nicht in Ordnung ist, bei Primark einzukaufen. Globalisierung sollte eben auch als eine Globalisierung des Wissens über Zustände in anderen Teilen der Welt genutzt werden; die technischen Möglichkeiten sind da. Die Frage ist nur, ob unser privilegiertes Gehirn bereit ist, das aufzunehmen.

Katharina Trostorff (cis/weiß/able-bodied) ist seit 2012 •••
Lehrbeauftragte und Doktorand:in der Leuphana Universität
Lüneburg. Sie hat Publizistik- und Kommunikationswissenschaft
an der FU Berlin studiert und 2009 ihren Magistra-Abschluss
gemacht. Seitdem engagiert sie sich in der Geschlechter- und
Intersektionalitätsforschung (siehe Interview). Weitere Themen,
mit denen sie sich beschäftigt und die sie an der Leuphana lehrt,
sind soziale Ungleichheit, Medien, Flucht und Migration und die
postkoloniale Theorie. Diese baut sie auch in ihre Dissertation ein,
in der sie sich mit „Normalitätskonstruktionen und Perspektivität im
Journalismus“ beschäftigt.

VOM STEREOTYP ZUR DISKRIMINIERUNG: WIE EINSTELLUNGEN GEGENÜBER SOZIALEN GRUPPEN ENTSTEHEN

Natalia Sophie Leipholz

Einstellungen gegenüber sozialen Gruppen, bzw. ihren Mitgliedern, setzen sich aus drei Komponenten zusammen:

- 1) kognitive Komponente: Stereotype**
- 2) affektive Komponente: Vorurteile**
- 3) Verhaltenskomponente: Diskriminierung**

1) Stereotype sind Schemata oder kognitive Strukturen in Bezug auf Mitglieder einer sozialen Gruppe, die wir durch Sozialisationsprozesse internalisieren und in Folge dessen tagtäglich mit uns herumtragen und oft nicht hinterfragen. Der Prozess, der allen (!) Mitgliedern der Gruppe identische Eigenschaften zuschreibt, ohne auf tatsächliche Unterschiede Acht zu nehmen, wird als kognitive Generalisierung bezeichnet. Allport (1954) stellt dieses menschliche Verhalten unter das „Gesetz der geringsten Anstrengung“: Die Welt sei zu kompliziert und der Mensch zu „faul“, gegenüber jedem Individuum eine hoch differenzierte Einstellung auszubilden. Auch wenn es sich hier „nur“ um kognitive Strukturen handelt, bergen Stereotype große Gefahren, denn einerseits bieten sie den Nährboden für die Ausbildung von Vorurteilen und Diskriminierung, andererseits wissen viele Menschen nicht, dass sie jene mit sich herumtragen und Tag für Tag reproduzieren. Empirische Studien zeigen, dass unabhängig davon, ob eine rassistische oder nicht rassistische Person befragt wird, stereotypes Wissen vorhanden ist (Devine 1989). Allerdings muss auch gesagt werden, dass Stereotype - im Gegensatz zu Vorurteilen - oft notwendige kognitive Schemata sind. So kann das Vorhandensein des kognitiven Schematas „Schlange = gefährlich“ beim plötzlichen Erscheinen einer solchen le-

bensrettend sein, weil es dem Körper signalisiert, eher wegzurennen als das Tier zu streicheln.

2) Vorurteile hingegen haben einen ausschließlich negativen Charakter. Generell kann jede soziale Gruppe Ziel von Vorurteilsprozessen sein. Hier wären beispielsweise Geschlecht oder ethnische Zugehörigkeiten zu nennen. Der Stereotyp wird hier mit einer Bewertung der Gruppenmerkmale eines zugehörigen Individuums verknüpft, bevor eine Person dieses Individuum überhaupt kennengelernt hat (Vor-Urteil). Das Produkt ist dann eine (häufig) negative oder feindselige Einstellung gegenüber Menschen einer solchen Gruppe. Die Auswirkungen sind fatal: Zum einen wird das Selbstwertgefühl des*r Bevorurteilten bedroht. Zum anderen kann es auch zur Selbststereotypisierung kommen (stereotype-threat). Als Beispiel kann hier die Identitätsbildung von Kolonialiserten genannt werden, die die Identitätszuschreibungen der Kolonialherren*damen irgendwann selber übernommen und sozusagen akzeptiert haben („unterentwickelt“, „unterlegen“, „hilfsbedürftig“).

In einer empirischen Studie zum Thema Selbststereotypisierung wurde gezeigt, dass schwarze Kinder bei freier Entscheidung, entweder eine Puppe mit weißer oder schwarzer Hautfarbe zu wählen, lieber die weiße Puppe nehmen, da sie hübscher und insgesamt überlegen sei (Clark & Clark 1947).

Auch Normen spielen eine wichtige Rolle: Wenn eine Person aus Gruppe XY beispielsweise eine andere (Minoritäts-)Gruppe ablehnt, weil die Gruppe XY dies als sozial erwünschtes Verhalten ansieht, so folgt die Person Gruppennormen.

3) Die Diskriminierung letztendlich umfasst das Umsetzen der Vorurteile in die Handlung: Betroffene werden aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit benachteiligt. Dies birgt die Gefahr der Stigmatisierung.

Am Beispiel von Bewerbungsgesprächen lässt sich der Unterschied zwischen formaler und interpersoneller Diskriminierung erkennen:

Beispielsweise könnte zwar keine formale Diskriminierung vorliegen (Möglichkeit, Unterlagen einzureichen, für alle Bewerber*innen gleich), aber dennoch eine interpersonelle, die sich in der Dauer des Vorstellungsgesprächs, der Anzahl verwendeter Wörter oder der Häufigkeit des Blickkontakts zeigen könnte.

Über den Prozess, wie Stereotype, Vorurteile und Diskriminierung entstehen, gibt es viele Ansätze: So gibt es evolutionäre Erklärungen (Verwandtenselektion) sowie Meinungen, die Sozialisation als den wichtigsten Vorgang nennen; auch Normen und die Institutionalisierung von Vorurteilen oder der Einfluss von Gruppenkonflikten können eine Rolle spielen.

- • • **Natalia Sophie Leipholz** (22) studiert Studium Individuale an der Universität Lüneburg mit den disziplinären Schwerpunkten Politikwissenschaft, Soziologie und Psychologie. Aus diesen Perspektiven betrachtet sie unterschiedliche gesellschaftsrelevante Themen. Im AstA arbeitet sie in der Redaktion für Publikationen (wie bspw. dieses Heft) und in ihrer Freizeit betreibt sie einen Internetblog (Philosophie-Taxi), auf dem viele bunte Themen Eingang finden.

Biologische Unterschiede lassen sich nicht weg-diskutieren.

Menschen in nur zwei Geschlechter einzuteilen wird vielen nicht gerecht. Es gibt biologisch wie emotional alles dazwischen. Außerdem sind die Unterschiede zwischen Personen desselben (wahrgenommenen) Geschlechts oft größer als zwischen Personen verschiedener Geschlechter.

Nicht wirtschaftliche Faktoren sollten die Motivation hinter Gleichstellungsarbeit sein, sondern die Gleichstellung an sich.

Diversity Management ist besser als Antidiskriminierungsmaßnahmen.

Feministinnen sind doch nur sexuell frustriert! Feministinnen hassen alle Männer.

Feminismus tritt für Selbstbestimmung aller Menschen und das Ende von Sexismus ein. Gleichberechtigung ist keine verrückte Idee, Laune oder eine Nebensächlichkeit, sondern ein Menschen- und Grundrecht.

ROLLENBILDER QUIZ

www.rollenbilder.org/quiz.php

1) Was bedeutet Gender?

- a) Männer und Frauen werden getrennt
- b) Gesellschaftlich konstruierte Geschlechterrollen
- c) Mädchen können andere Dinge als Jungen
- d) Frauen und Männer werden gleich gemacht

2) Das Meiste auf der Welt gehört irgendjemandem (Häuser, Fabriken, Schmuck, Land, Geld etc.). Was glaubt ihr, wie viel Prozent des Weltvermögens ist im Besitz von Frauen?

- a) 1%
- b) 25%
- c) 33%
- d) 50%

3) Wie groß werden Mädchen von ihren Eltern am Tag ihrer Geburt im Vergleich zu gleich großen Jungen geschätzt?

- a) Kleiner als Jungen
- b) Größer als Jungen
- c) Gleich groß

4) Wie viel Prozent der Karenzzeit wurde 2011 in Österreich durchschnittlich von Männern in Anspruch genommen?

- a) 1%
- b) 4%
- c) 20%
- d) 38%

5) Welche Antwort haben Jungen im Alter von 14-16 Jahren am häufigsten bei folgender Frage gewählt: „Wie sollte deiner Meinung nach ein Mann sein?“

- a) Gut aussehend, humorvoll, stark und intelligent
- b) Lässig und cool
- c) fleißig, treu und zuverlässig
- d) dominant und machohaft

6) Wie viel Prozent junger Männer zwischen 16 und 18 Jahren stimmen folgender Aussage zu: „Ich möchte mich (in meiner Zukunft) hauptsächlich um Kinder und Haushalt kümmern.“

- a) 8%
- b) 24%
- c) 30%
- d) 43%

7) Welche der folgenden Regeln galt 1915 nicht für Lehrerinnen in Zürich?

- a) Zwischen 8 Uhr abends und 6 Uhr morgens müssen sie zu Hause sein, es sei denn, sie nehmen an einer Schulveranstaltung teil.
- b) Der Besuch von Kaffeehäusern und Eisdielen ist ihnen untersagt.
- c) Sie müssen zwei Unterröcke tragen.
- a) Sie dürfen sie Stadt nicht verlassen, es sei denn, sie haben vom Präsidenten der Schule eine Erlaubnis eingeholt.

8) Als „Idealmaß“ wird oft 90-60-90 hergenommen. Welches „Idealmaß“ haben Barbies?

- a) 100-75-110
- b) 99-46-84
- c) 90-60-90
- d) 110-55-90

9) Welcher Altersgruppe von Jugendlichen ist Gleichberechtigung am wichtigsten?

- a) Allen gleich wichtig
- b) 14-16
- c) 17-19
- d) 20-25

10) Männer und Einkommen: Wie alt sind Männer durchschnittlich, wenn sie am meisten verdienen?

- a) 46
- b) 36
- c) 60 (oder vor der Pensionierung)
- d) 26

11) Frauen und Einkommen: Wie alt sind Frauen durchschnittlich, wenn sie am meisten verdienen?

- a) 46
- b) 36
- c) 60 (oder vor der Pensionierung)
- d) 26

12) Wie viele Jungen und Männer (14-25) haben laut eigenen Angaben in ihrem bisherigen Leben eine Diskriminierung aufgrund ihres Geschlechts erlebt?

- a) 12%
- b) 36%
- c) 66%
- d) 89%

13) Um wie viel höher ist die Suizidrate von Männern im Vergleich zu jener von Frauen?

- a) Halb so hoch
- b) gleich hoch
- c) 3 mal so hoch
- d) 6 mal so hoch

14) Wann durften Frauen in der Schweiz erstmals wählen?

- a) 1874
- b) 1900
- c) 1908
- d) 1971

15) Seit wann dürfen Frauen in Österreich wählen?

- a) 1850
- b) 1907
- c) 1919
- d) 1970

16) Wozu dürfen Männer seit 1949 in Deutschland nicht mehr gezwungen werden?

- a) Die Familie alleine ernähren zu müssen.
- b) Zum Kriegsdienst
- c) Zur Hausarbeit
- d) Zum sonntäglichen Kirchgang

17) Was durften Männer ihren Ehefrauen in Deutschland bis 1977 verbieten?

- a) Das Rauchen
- b) Das Tragen von Hosen
- c) Eine Berufstätigkeit
- d) Das Wahlrecht

18) Welche der folgenden Möglichkeiten kommen bei Personen, die amerikanische Top-Jobs ausführen, am häufigsten vor?

- a) Dass die Person kleiner ist als 1,50m
- b) Dass die Person jünger als 30 Jahre ist
- c) Dass die Person eine Frau ist
- d) Dass die Person John heißt

19) Wie gestaltet sich bei Männern das Verhältnis von bezahlter zu unbezahlter Arbeit?

- a) 75% bezahlte zu 25% unbezahlter Arbeit
- b) 50% bezahlte zu 50% unbezahlter Arbeit
- c) 34% bezahlte zu 66% unbezahlter Arbeit
- d) 28% bezahlte zu 72% unbezahlter Arbeit

Antworten

Antwort 1: Gender ist das soziale Geschlecht. Damit sind die sozial und kulturell geprägten Rollen von Frau und Mann gemeint, mit denen geschlechtsspezifische Chancen und Benachteiligungen verbunden sind. Gender bezeichnet also die gesellschaftlich konstruierten und damit auch veränderbaren Geschlechterrollen.

Antwort 2: Frauen leisten zwei Drittel der Arbeit weltweit, erhalten dafür lediglich 10% des Welteinkommens und 1% des Weltbesitzes. Nur 30% aller Frauen werden für ihre Arbeit auch bezahlt.

Antwort 3: Die meisten Eltern schätzen ihre Tochter kleiner ein als gleich große Jungen.

Antwort 4: 4,2 %

Antwort 5: 82 Prozent der befragten Jungen sind der Auffassung, dass ein Mann die Eigenschaften „gutaussehend, humorvoll, stark und intelligent“ haben sollte. Bei dieser Meinung spielt der Migrationshintergrund (sei es europäisch, türkisch oder arabisch) keine Rolle. Der smarte Gewinnertyp gilt bei allen Jungen als Favorit. Dagegen sind aus Sicht der Jungen Machohaftigkeit und Dominanz keine erstrebenswerten Merkmale für Männer.

Antwort 6: Fast jeder vierte junge Mann möchte sich in Zukunft hauptsächlich um Kinder und Haushalt kümmern und dafür weniger im Beruf arbeiten. Bei den Mädchen liegt dieser Anteil bei 35%. Andererseits stimmen 64% der jungen Männer und 54% der jungen Frauen der Aussage „der Beruf wird für mich das Wichtigste im Leben sein“ zu.

Antwort 7: Alle Punkte hatten 1915 Gültigkeit. Weiters durften sie nicht heiraten, keine hellen Kleider tragen und nicht mit Männern im Auto oder Zug reisen, wenn diese nicht ihr Vater oder Bruder waren. Ihre Kleider durften nicht kürzer als 6 cm über dem Knöchel sein und auf keinen Fall durften sie sich die Haare färben.

Antwort 8: 99-46-84; Schon an der ersten Barbiepuppe wurden die Proportionen bemängelt. Wäre Barbie eine Frau, könnte sie mit ihren Proportionen nicht überleben. In Deutschland besitzen Mädchen durchschnittlich sieben Barbiepuppen.

Antwort 9: 20-25. Die Bedeutung der Gleichberechtigung nimmt bei allen Geschlechtern mit dem Alter zu.

Antwort 10: c)

Antwort 11: d) Durch Berufsunterbrechungen, Teilzeitarbeit oder Arbeitslosigkeit ist der Verdienst von Frauen nach dem 26. Lebensjahr wesentlich geringer.

Antwort 12: 36% der männlichen Befragten wurden in ihrem Leben mindestens einmal wegen ihres Geschlechts diskriminiert. Als Vergleich: In der selben Befragung haben über 60% der weiblichen Befragten diese Frage bejaht. Mit dem Eintritt ins Erwerbsleben nimmt diese Zahl bei Frauen sprunghaft zu.

Antwort 13: Auf jeden Suizid einer Frau kommen im Schnitt drei Männersuizide.

Antwort 14: d) Im Kanton Appenzell Ausserrhoden wurde das Wahlrecht für Frauen erst 1989 eingeführt. 1990 entschied das Bundesgericht für das Frauenwahlrecht in Appenzell Innerrhoden. In Liechtenstein erhielten die Frauen 1984 ihr Wahlrecht.

Antwort 15: c) Zum Vergleich: Das Männerwahlrecht wurde in Österreich 1907 eingeführt.

Antwort 16: b) Im Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland erhielt die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen 1949 erstmals den Rang eines Grundrechts, das sich aus der Glaubens- und Gewissensfreiheit ergibt.

Antwort 17: c) 1977 wurde der Gesetzestext in Deutschland gravierend überarbeitet. Davor standen dem Mann alle Entscheidungen, die das gemeinschaftliche Leben betrafen, zu. Fragen der Haushaltsführung und der Kindererziehung entschied in Streitfällen der Mann allein. Arbeitsverträge seiner Frau konnte er auch gegen ihren Willen kündigen. Hatte die verheiratete Frau eigenes Geld, konnte allein der Mann darüber verfügen und ihm allein gehörten ihre Einkünfte.

Antwort 18: d) Auch dass die Person David heißt, kommt in den US-Führungspositionen häufiger vor, als die Anzahl der gesamten Frauen. Ähnlich schwer haben es Frauen in der US-Politik. Am dicksten ist die gläserne Decke bei den CEOs. Hier gibt es sogar mehr Johns, Roberts, Williams und James als Frauen insgesamt.

Antwort 19: a) Die Arbeit von Männern wird zu 75% bezahlt. Sie leisten 25% unbezahlte Arbeit. Bei Frauen sieht sie Sache anders aus: Sie leisten 34% bezahlte, zu 66% unbezahlter Arbeit.

SEXISMUS IST KEIN LUXUSPROBLEM

Kim Torster

„Mäuschen, machst du mir noch 'n Bier?“, fragt er mich und lächelt freundlich. Ich kenne diesen Mann nicht, bin ihm nie vorher begegnet. Er ist etwas älter als ich und sieht sympathisch aus.

Dass mich fremde Männer vor allem in meiner Rolle als Kellnerin mit diversen Kosenamen versehen, ist mir nicht neu, schließlich verdiene ich so nebenbei Geld, seitdem ich 16 bin.

Früher fand ich das irgendwie nett, heute habe ich begriffen, dass das nicht in Ordnung, dass es sexistisch ist.

Der Mann, der mir gegenüber an der Bar steht, wartet geduldig, während ich ihm sein Bier zapfe. Als ich es ihm überreiche, gibt er mir Trinkgeld und verabschiedet sich fröhlich, während ich ihm das „Mäuschen“ insgeheim immer noch übel nehme. Ich weiß, dass er es nicht böse meint, dass er wahrscheinlich davon ausgegangen ist, es würde seine Ansprache irgendwie herzlicher machen. Er wollte einfach nur nett sein.

Was, wenn ich ihn direkt auf seinen Fehler aufmerksam gemacht hätte? Was, wenn ich gesagt hätte: „Mich Mäuschen zu nennen, eine Frau, die du nicht kennst, ist ganz schön sexistisch!“

Um ehrlich zu sein: über den Konjunktiv bin ich längst hinaus. In einer vergangenen, ähnlichen Situation habe ich mein Gegenüber auf seinen rhetorischen Missgriff hingewiesen:

Ich stand nun also da, zeigte auf einen Durchschnitts-Mann und nannte ihn Sexist. Ein Mann, der (wir nehmen es mal an) nie eine Frau schlagen würde, der bestimmt seine Mutter liebt und der vielleicht seit seinem dritten Lebensjahr auf seine kleine Schwester aufpasst.

Dementsprechend reagierte er: überrascht, dann beleidigt, vielleicht sogar wütend. Er nannte mich „Zicke“, tippte sich mit dem Zeigefinger an die Schläfe und ging.

Ich begriff, dass diese Situation aus dem Ruder gelaufen war, dass meine Reaktion in seinen Augen maßlos übertrieben zu sein schien.

Aber wieso?

Sexismus ist für viele Menschen immer noch ein sehr abstrakter Begriff. Die meisten reduzieren „Sexismus“ in erster Linie auf Belästigung oder Gewalt. Tatsächlich ist Sexismus aber so viel mehr.

Eine Ahnung, was dieser Begriff alles umfassen kann, gibt die Erklärung des Duden: Sexismus sei eine „Vorstellung, nach der eines der beiden Geschlechter dem anderen von Natur aus überlegen sei, und die [daher für gerechtfertigt gehaltene] Diskriminierung, Unterdrückung, Zurücksetzung, Benachteiligung von Menschen, besonders der Frauen, aufgrund ihres Geschlechts.“

Wer über diese Definition mal etwas nachdenkt, wird feststellen, dass Sexismus ein fester Bestandteil unseres Alltags ist. Schlimmer noch: Sexismus wird uns vorgelebt, von klein auf, tagtäglich. Auch die Öffentlichkeit ist sexistisch.

Beispiele hierfür gibt es genügend. Ein paar davon betreffen sogar die politisch mächtigsten Frauen der Welt. Zum Beispiel: Angela Merkel. Als sie schon längst Bundeskanzlerin unseres Landes war, diskutierten Medien immer noch über ihre runterhängenden Mundwinkel, ihre Frisur, ihre Outfits. Oder Hillary Clinton, die in einem Interview, das eigentlich ihre Politik zum Thema haben sollte, stattdessen nach dem*r Designer*in ihres Hosenanzugs gefragt wurde.

Keines dieser Beispiele hat es etwa zu einem Skandal gebracht. Vielmehr scheint es das Normalste auf der Welt zu sein, eine Frau als erstes nach ihrem Aussehen beurteilen zu wollen. Das ist alarmierend: Die breite Masse scheint den Sexismus entweder nicht zu realisieren oder stört sich einfach nicht daran. Der*die ein*e oder andere hat vielleicht verstanden, dass Sexismus auch in der westlichen Welt weiterhin existiert, ist aber trotzdem der Meinung, es gäbe wichtigere Probleme. Aber Sexismus ist grundlegend: Mädchen werden früh ermahnt, weniger rechthaberisch zu sein. Frauen, die laut oder wütend sind, gelten als hysterisch, zickig oder unangenehm. Das mag auf den ersten Blick nicht so schlimm wirken – dass jemand laut ist, bedeutet schließlich nicht, dass er Recht hat – führt aber dazu, dass Frauen in der Gesellschaft zu großen Teilen einen untergeordneten Platz

einnehmen, indem sie sich stets fügen, weniger auffällig wirken und eben auch weniger intelligent. Frauen verdienen in Deutschland immer noch weniger als ihre männlichen Kollegen, nicht nur insgesamt, sondern auch im direkten Vergleich. Das ist eindeutig benachteiligend – und nicht mal ein Geheimnis.

Wenn ich als Frau von Fremden regelmäßig mit „Mäuschen“ angesprochen werde, ist das nichts anderes als das Resultat aus eben diesen Umständen. Mein Gegenüber verweist mich mit nur einem Wort auf eine ihm untergeordnete Position. Vielleicht, weil ich jünger bin, aber vor allem, weil ich weiblich bin. Das ist diskriminierend.

Die Tatsache, dass viele Menschen nicht einmal merken, wenn sie sexistisch sind, ist kein Indiz dafür, dass dieses Problem eigentlich nicht existiert, sondern vielmehr dafür, dass es immer noch ein fest verankerter, selbstverständlicher Bestandteil unseres Zusammenlebens ist. Täglich betrifft Sexismus dieser Art Millionen Frauen: Kellnerinnen, genauso wie Ärztinnen, Ingenieurinnen oder eben Politikerinnen. Aber auch Männer sind betroffen, wenn ihnen z.B. gesagt wird, sie haben sich männlich oder wie ein „Gentleman“ zu verhalten.

Besonders erschreckend dabei ist, dass die Sensibilität der breiten Masse zu diesem Thema immer noch sehr gering ist: Dass Frauen weniger verdienen, wird nicht ernsthaft angegangen, in Film und Fernsehen haben Heldinnen in erster Linie hübsch zu sein und Mini-Röcke stehen in der öffentlichen Wahrnehmung meist konträr zu Intelligenz. Auch alltägliche Floskeln tragen zu unserem allgemeinen Frauenverständnis bei. Wie etwa, wenn wir jemandem mitteilen möchten, dass er etwas nicht gut gemacht hat und stattdessen sagen, er hätte es „wie ein Mädchen“ gemacht. Aussagen dieser Art brennen sich täglich in das Unterbewusstsein vieler junger Mädchen ein und vermitteln ihnen so das Gefühl, weniger wertvoll zu sein, hilfloser und nutzloser.

Dabei entscheiden unsere Geschlechtsteile nicht darüber, ob wir gut malen oder hämmern, schreiben oder rechnen können, es ist die sexistische Gesellschaft, die uns einredet, dass wir bestimmte

Interessen haben sollten oder etwas nicht können, nur weil wir als Junge oder Mädchen geboren worden sind.

Erst, wenn wir das verstanden haben und erst, wenn wir Sexismus aus unserem Alltag verbannt haben, kann echte Gleichberechtigung existieren – im Alltag und im Beruf, ganz ohne Geschlechterquoten.

Kim Torster (24) studiert Kulturwissenschaften an der Universität Lüneburg und arbeitet als freie Journalistin. Beim Hochschulmagazin Univativ ist sie als Chefredakteurin tätig. Kim sieht sich als Vertreterin eines Feminismus, der nicht an typisch männliche oder weibliche Eigenschaften glaubt – aus diesem Grund schreibt sie in ihrem Text über leider noch immer bestehende Klischees und Stereotypen von Frau bzw. Mann und zeigt, dass es sich hierbei nicht um Luxusprobleme handelt. •••

BIOLOGISCHE RECHTFERTIGUNG VON SEXISMUS: GESCHLECHT, GEH(T) GUT - GANZ NATÜRLICH?

Rahel Tabea Roseland

„Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.“ Mit diesem Satz eröffneten Karl Marx und Friedrich Engels 1848 das Manifest der Kommunistischen Partei und führten fort: „Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedes Mal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen.“

Schauen wir heute mit offenen Augen um uns, können wir sehen: diese Kämpfe werden noch immer geführt. Nur handelt es sich nicht unbedingt um Klassen wie „Baron und Leibeigener“. Wir suchen und finden heute Kategorien wie „Mann und Frau“, „cis und trans*“, „homo- und heterosexuell“. Dass es um die radikale Stürzung und Neuordnung einer Gesellschaft geprägt von Stereotypen, Vorurteilen und Privilegien geht; dass es um ein Erstreiten von Gemeinschaft ohne Unterdrückung oder Benachteiligung, frei von Diskriminierung, Gewalt und Ungerechtigkeiten geht, ist gleichbleibend aktuell.

Begründet, gerechtfertigt und verteidigt wurden und werden diese Unterschiede und Hierarchisierungen oft im Namen von Naturwissenschaft, Biologie und Medizin. Ob es um die körperliche Überlegenheit des Mannes der Frau gegenüber, um die kognitiven Fähigkeiten „sozial schwacher“ Mitbürger*innen oder um die Dominanz der Weißen geht; es wurden allzeit „natürliche“ und damit scheinbar unumstößliche Argumente für die existierende oder angestrebte Gesellschaftsstruktur gesucht – und gefunden. Biologie und Medizin werden oft als nicht hinterfragbar dargestellt, als das letzte „Totschlag-Argument“ genutzt.

In der Biologie wird häufig auf das fokussiert, was ich in irgendeiner Weise nachweisen kann. Alles muss ausmessbar oder zu wiegen sein, abzählbar und reproduzierbar. Alles wird in statistische Normbereiche unterteilt, was herausfällt, ist falsch oder krank. Wir sollen Menschen in von Menschen gefertigte Zahlenbereiche pressen. Hinzu kommt noch: Wir sollen optimieren und steigern, Menschen zu einer immer höheren Produktivität züchten. Was diese Realität mit dem*der Einzelnen tut, dem*der Einzelnen antut, ist Nebensache. Das ist ja nicht mess- und evaluierbar. Jedes Individuum hat sich der Masse, dem Durchschnitt, der Norm anzugleichen. Der Nutzen dessen wird selten hinterfragt, die Herangehensweise kaum reflektiert. Im Bereich der Medizin zeigt sich das bspw. folgendermaßen: Evidenz und Kosteneffizienz verdrängen immer weiter und immer wieder Individualmedizin und patient*innenorientierte Beratung und Behandlung.

Falls etwas mal nicht so einfach messbar ist, wie die Anzahl an roten Blutkörperchen pro Mikroliter Blut, wird schon eine Lösung gefunden. So auch bei Geschlecht. Da wird aus einer mannigfaltigen Kombination von chromosomalen, hormonellen, gonadalen¹ und genitalen Geschlechtern fix eine Zweigeschlechtlichkeit gebastelt. Alles, was in diese zweigeschlechtliche Norm nicht passt, gilt erst einmal als Abweichung. Wo und wieso aus diesen vier genannten Komponenten eine binäre Einteilung hervorgehen muss, scheint bei näherer Betrachtung unlogisch und ist auch nicht wirklich erklärbar. Wir können natürlich Erklärungen suchen und finden, um ein binäres Geschlechtersystem zu unterstützen. Wir können es aber auch entkräften. Das kommt einzig und allein auf den Betrachtungswinkel und die Interpretation der vorliegenden Daten an. Schau ich mir die Kombinationen aus den vier Ebenen des „sex“ an, stehe ich einer Fülle an Möglichkeiten gegenüber.

Warum ich überhaupt das Geschlecht einer Person bestimmen muss, warum wir so fixiert sind auf das, was ein Mensch „zwischen den Beinen hat“, bleibt offen. Ja, es sollte in gewisser Weise möglich sein, sogenannte Vorsorgeuntersuchungen anzubieten. Dafür reicht es aber zu benennen, ob eine Person Hoden, Penis, Gebärmutter(-hals) oder

Vagina hat. Die Kombination ist zweitrangig, die Kategorisierung nicht notwendig. Ich muss keine Kategorie Frau erschaffen, um zu beschreiben, dass ein Mensch Ovarien hat. Interessant wird die Kombination der Geschlechterebenen dann, wenn sich entschlossen wird, ein Kind in diese Welt zu setzen. Doch auch in diesem Moment kann ich Chromosomen, Hormone, Gonaden und Geschlechtsorgane ansehen, benennen und sehen, ob die gefundene Kombination zur potentiellen Kindeszeugung (und ggf. Austragung) befähigt. Diese Tatsache alleine macht (entgegen dem gängigen Verständnis) weder zu Mann noch zu Frau. Schließlich macht die eventuell bestehende eingeschränkte Fruchtbarkeit Personen auch nicht zu einem geschlechtslosem Wesen.

Die Konstruktion von Geschlecht ist keineswegs ein modernes Phänomen: Geschlecht und dessen Natürlichkeit wird seit Jahrtausenden ge- und missbraucht, um die vermeintlich gegebene Überlegenheit des Mannes zu begründen. Schon im antiken Griechenland war unter anderem bei Aristoteles die Rede von der „Hitze des Mannes“, welche seine Vollkommenheit und Entwicklung des Geschlechtes nach außen begründet. Frauen haben von dieser Hitze nicht genug, ihr Geschlecht bleibt innen liegend, sie seien eine verkümmerte Missentwicklung des Mannes. Auch später bleibt es bei der Ansicht, der Mann sei vollkommen (entwickelt), die Frau rückständig, dem Kind näher. Selbst Präformationstheorien, die besagten, der Mensch sei schon in seiner endgültigen Form, nur viel kleiner, in der Ei- oder Samenzelle angelegt und müsse lediglich noch wachsen, beharrten darauf, dieses Wachstum sei nur durch die Energiebeisteuerung des Mannes möglich. Der Mann würde den entscheidenden Beitrag leisten, die Frau sei passiv empfangend und Austrägerin.

Auch als durch die Evolutionstheorie Darwins einige Zeitgenoss*innen anmerkten, es könne der Frau gelingen, durch besseren Bildungszugang und andere soziale Prägungen ihre Fertigkeiten zu verbessern, wurde selbst von Frauenrechtler*innen angenommen, die „besten“ Frauen seien stets den „besten“ Männern unterlegen .

Auch heute wird noch gerne von der natürlichen Führungsqualität, der naturgegebenen Stärke und der angeborenen Überlegenheit des Mannes gesprochen. Doch schauen wir uns Individuen an, können wir schnell erkennen, dass diese Annahmen Trugbilder sind. Wir können auch heute nicht beurteilen, wozu Menschen in der Lage wären, gäbe es gleiche Voraussetzungen für alle. Wir leben nun einmal in einer Gesellschaft, in der dies nicht der Fall ist. Es wäre doch viel schöner zu sehen, was aus unserer Gemeinschaft werden könnte, bemühten wir uns um einen diskriminierungsfreien Raum, statt Wertunterschiede in Kategorien wie zum Beispiel Mann und Frau zu suchen (und dann sicherlich auch zu finden), welche die jetzigen Machtverhältnisse reproduzieren und stärken.

Thomas Kuhn sagte einst: „Die normale Wissenschaft strebt nicht nach neuen Tatsachen und Theorien und findet auch keine, wenn sie erfolgreich ist.“ Sicherlich ist es bequemer, Privilegien als naturgegeben zu verfechten als sich den eigenen bewusst zu werden und sie vielleicht sogar zu hinterfragen. Doch genau dieses Hinterfragen des vermeintlich Natürlichen, der eigenen Privilegien im Bezugssystem unserer Gesellschaft und das Aufbrechen der diese Hierarchie stützenden Konstrukte ist notwendig, um eine gerechtere Gemeinschaft zu ermöglichen.

Diese Ausführungen zeigen deutlich, dass auch Wissenschaft einem Wandel untersteht. Erkenntnisse werden neu gewonnen oder in anderen zeitlichen Kontexten komplett neu eingeordnet. Naturwissenschaft ist nicht unumstößlich, nicht unfehlbar. Sie ist immer im Kontext ihrer Zeit, in den ihr gegebenen Voraussetzungen und Vorannahmen zu betrachten. Forschungserkenntnisse, Annahmen und Theorien sind wandelbar, Wahrnehmung und Interpretation von Ergebnissen nicht absolut.

Naturwissenschaft kann mehr, als ihr derzeit zugemutet wird. Vielleicht wird sie uns eines Tages zeigen, dass wir in einer Gesellschaft frei von Klassen und Hierarchien existieren können. Vielleicht kann sie uns zeigen, dass wir in einer bunten Vielfalt von Merkmalen koexistieren

können, die gleichberechtigt, gleichwertig und rein deskriptiv nebeneinander stehen. Vielleicht wird sie uns eines Tages noch etwas ganz anderes lehren. Wir müssen nur begreifen, dass uns (Natur-) Wissenschaft nur das zeigen kann, was wir ihr zutrauen, was wir sehen wollen. Natürlichkeit ist von uns mitbestimmt, von uns gemacht. Biologismen sind immer nur so wirkmächtig, wie wir ihnen eingestehen. Wir können es schaffen, uns gegenseitig als Menschen wahrzunehmen und auch als Menschen zu behandeln. Losgelöst von dem Zwang, sich Kategorien zuzuordnen, losgelöst von dem Zwang, andere Menschen mit diesen Kategorien im Hinterkopf zu behandeln. Wir können gemeinsam Mensch sein, gemeinsam uns an den Wundern, welche uns diese Welt jeden Tag beschert, erfreuen. Du und ich müssen nur damit anfangen. Heute. Jetzt. Ganz natürlich.

Fußnoten

¹ Gonadal bezieht sich auf die Ausprägung der Gonaden, also der Keimdrüsen: In diesen Geschlechtsorganen werden Sexualhormone und Keimzellen gebildet.

- • • **Rahel Tabea Roseland** (27) ist studierte Humanmedizinerin und arbeitet als Assistenzärztin im Bereich der Psychiatrie und Physiotherapie. Neben ihrem Engagement als Gründerin und Leiterin des QuARG Referats in Lübeck war sie ein Jahr lang Bundeskoordinatorin der schwulen, schwullesbischen und queeren Hochschulreferate und -gruppen. Ganz aktuell ist sie im Aktionsbündnis gegen Homophobie e.V tätig und macht bspw. Workshops zu Themen wie (De-)Konstruktion des biologischen Geschlechts, Geschlechterrollen/-bilder, Beziehungsgestaltung, normenkritischer Umgang mit Geschlecht und sexueller Orientierung in der Psychiatrie. Diese Arbeit macht sie immer wieder auf die Verankerung der Geschlechternormen in unserer Gesellschaft aufmerksam und veranlasste sie dazu, Sexismus und seine biologische Rechtfertigung in einem Text zu verarbeiten.

*Die Gender Pay Gap
(dt. Geschlechter-Lohnlücke)
entsteht durch marktwirt-
schaftliche Effekte.*

Die Entscheidung, welche Berufe gesellschaftlich „wichtig“ und damit wirtschaftlich lukrativ sind, wird von einer männlich dominierten Gesellschaft getroffen. Körperlich anstrengende „Männerberufe“ werden z.B. besser bezahlt als etwa die frauendominierten und gleichwohl anstrengenden Pflegeberufe.

*Gegen fehlende Bewer-
bungen von Frauen kann
nichts getan werden.*

Fehlende Bewerbungen zeigen nicht fehlendes Interesse, sondern Strukturen, die Frauen die Teilhabe erschweren. Dazu gehören sexistische Witze, offensives Kommunikationsverhalten, ein sexualisiertes Arbeitsumfeld oder ein permanenter Sonderstatus als einzige Frau. Aktive Ansprache im Vorfeld zeigt Frauen, dass sie explizit erwünscht sind und führt in der Regel zu mehr Bewerbungen von Frauen.

GIBT ES EIGENTLICH HOMOPHOBIE?

Marie Dücker

Die Abwertung, die damit einhergehende Diskriminierung und (gewaltsame) Verfolgung von Schwulen und Lesben sind in unserer Gesellschaft tief verankert. Sie zeigt sich auf vielfältige Weise. Bei der Analyse dieser Zustände muss zunächst beachtet werden, dass eine sozial konstruierte - aber häufig als Fakt angesehene - binäre Geschlechtervorstellung grundlegend ist, um von Homosexualität sprechen zu können.

So herrscht die Vorstellung, dass es nur zwei Geschlechter gäbe, die biologisch ganz klar voneinander zu trennen seien und das Wesen der ihnen zugehörigen Menschen (mit-)bestimmen. Aus diesem binären Geschlechtersystem entspringen die Idee der Heteronormativität (die Idee, dass es „normal“ sei, romantische Beziehungen ausschließlich zwischen einem Mann und einer Frau zu führen) und die hegemoniale Männlichkeit, also die Vorstellung, dass der Mann der starke, schlaue, erfolgreiche Ernährer seiner Familie sein soll. Dies impliziert auch gewisse vergeschlechtlichte Besitzansprüche, die durch Homosexualität infrage gestellt werden. Diese Abweichungen von gesellschaftlichen Normen führen mittelbar zur strukturellen, institutionellen sowie individuellen Diskriminierung von homosexuellen Personen.

Als im Mittelalter die christliche Kirche an Einfluss gewann, begann eine brutale Verfolgung von Schwulen und Lesben, deren Folge auch heute noch in vielen Lebensbereichen spürbar ist. Im Kirchenrecht wurde der Begriff der Sodomie eingeführt, der jegliches sexuelles Verhalten bezeichnete, das nicht der Fortpflanzung diene. Diese Verbrechen wurden, beispielsweise im Rahmen der Hexenverfolgung, mit dem Tode bestraft. So fielen neben Frauen, die zum Beispiel abtrieben oder verhüteten, auch schwule Männer dem Scheiterhaufen zum Opfer. Auch nach der teilweisen Säkularisierung der Gesellschaft in der Neuzeit blieb Homosexualität verboten. Denn im Zuge des einsetzenden Kapitalismus genoss die Vergrößerung und Stärkung der

Volkskörper hohe Priorität. Beachtenswert ist, dass bei den Verboten epochenübergreifend überwiegend nur auf männliche Homosexualität eingegangen wurde; vielleicht eine Folge der verbreiteten Sicht der Frau als passives Objekt in der Sexualität. Während der Regierungszeit der deutschen Nationalsozialist*innen wurden schwule Männer als „Volksschädlinge“ und „Staatsfeinde“ angesehen, es kam zu einer brutalen Verfolgung von Schwulen und Lesben, wobei auch hier männliche Homosexualität deutlich intensiver verfolgt wurde. Wieder wurde die Verfolgung unter anderem offen mit dem Erhalt des Volkskörpers begründet. Darüber hinaus wurde in der NS-Propaganda Homosexualität häufig in Verbindung mit dem Judentum gebracht, was nach der menschenverachtenden Ideologie des NS-Regimes die Legitimität der Verfolgung und Ermordung von Lesben und Schwulen erhöhte. Der 1871 eingeführte Paragraph 175 StGB - der sogenannte „Unzuchtsparagraph“ - wurde 1935 verschärft, so wurden die Höchststrafen verlängert, der Straftatbestand wurde auf sämtliches „unzüchtiges“ Verhalten ausgeweitet und das Verbot von Sex mit Tieren wurde in §175b ausgegliedert. Als Kennzeichen für Homosexuelle musste ein rosafarbener Zirkel sichtbar in der Öffentlichkeit getragen werden. 100.000 Männer und Frauen wurden auf dieser Grundlage bis 1945 verurteilt, zwischen 10.000 und 15.000 wurden in Konzentrationslager deportiert und größtenteils ermordet. Die DDR griff 1950 auf die ursprüngliche Fassung des §175 zurück, wobei ab Ende der 50er Jahre Homosexualität zwischen Volljährigen nicht mehr geahndet wurde. Die Bundesrepublik Deutschland reformierte den §175 der NS-Zeit erst 1969 und 1973. Durch diese Reform wurde männliche Homosexualität mit Beginn der Volljährigkeit legalisiert, Heterosexualität und weibliche Homosexualität waren ab einem Alter von 14 Jahren erlaubt. 1994 wurde der §175 gestrichen, derzeit wird über eine offizielle Rehabilitierung der ca. 50.000 Personen diskutiert, die in der BRD wegen ihrer Homosexualität verurteilt wurden. Doch auch wenn Homosexualität mittlerweile nicht mehr verboten ist, kann noch nicht von einer (rechtlichen) Gleichstellung gesprochen werden. So sind zum Beispiel die „Ehe für

alle“ und das damit verbundene Adoptionsrecht für homosexuelle Paare nicht nur Teil des öffentlichen Diskurses, sondern auch in der Mehrheit der Bevölkerung akzeptiert. Aufgrund des Widerstands der CDU und CSU, sowie des fehlenden Durchsetzungswillens der SPD, wurde dieser Schritt der Gleichberechtigung erst in der zweiten Hälfte des Jahres 2017 realisiert.

Traurigerweise kommt es regelmäßig zu verbalen sowie physischen Angriffen auf homosexuelle Personen sowie anderen Formen der öffentlichen Abwertung. Nach aktuellen Umfragen stimmten fast 10% der Befragten voll und eher zu, dass Homosexualität unmoralisch sei, knapp 20% halten Homosexualität für unnatürlich. Über 39% der Befragten gaben beispielsweise auch an, es sehr oder eher unangenehm zu finden, wenn sich zwei Männer in der Öffentlichkeit küssten.

Motive der Schwulen- und Lesbenfeindlichkeit

Bei der Abwertung von Schwulen und Lesben spielen verschiedene Mechanismen zusammen, die zumindest in Teilen schwer zu entzerren sind. Daher hat die folgende Aufzählung keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

1. Die Historie der Verfolgung von Schwulen und Lesben ist eng verknüpft mit religiös geprägten Vorstellungen von Liebe und Sexualität. Dies beschränkt sich nicht auf eine einzelne Religionen, sondern lässt sich in allen großen monotheistischen Religionen finden und hält bis heute an. Beispielsweise zeigen christliche Fundamentalist*innen immer wieder offen ihren Hass auf homosexuelle Personen. Auch christlich-konservative Politiker*innen fallen immer wieder mit erschreckend menschenfeindlichen bis hin zu faschistoiden Aussagen auf, wie beispielsweise Johann B. Zehetmaier (ehem. bayerischer Kultusminister (CSU)), der sagte: „Homosexuelle sind krankhaft und contra naturam, und somit dem Randbereich der Entartung zuzuordnen. Dieser Rand muss ausgedünnt werden.“

2. Weiterhin wird Homosexualität als „unnatürlich“ wahrgenommen. Wie oben beschrieben basiert diese Annahme auf einer nur

konstruierten Heteronormativität, sodass die gesellschaftliche Norm oft mit einer positiv konnotierten Natürlichkeit gleichgesetzt wird. Abweichungen hiervon werden fälschlicherweise als unnatürlich bzw. unnormal verstanden und somit abgewertet. (Dabei gibt es sogar schwule Pinguine.)

3. Die Angst um den Erhalt des Volkskörpers wird zwar meist nur in rechten Zusammenhängen offen angesprochen und bezieht sich meistens auf Zuwanderung, doch auch hieraus resultiert eine weitere Abwertung einer „unproduktiven“, also nicht auf Fortpflanzung fokussierten Sexualität.

4. Homosexualität wurde und wird sehr häufig noch als Krankheit wahrgenommen und somit pathologisiert. Dies hat zur Folge, dass an eine Heilung dieser Krankheit geglaubt wurde/wird. So kommen immer wieder Berichte von „Umerziehungslagern“ an die Öffentlichkeit, in denen mithilfe von menschenunwürdigen beziehungsweise zumindest fragwürdigen Praktiken die Homosexualität ausgetrieben werden soll.

5. Insbesondere in Bezug auf Beleidigungen, die mit Homosexualität verbunden sind, zeigt sich, dass schwule Männer nicht dem gesellschaftlichen Idealbild eines Mannes entsprechen. So gilt beispielsweise „schwul“ sowohl als Beleidigung für Männer, die nicht den männlichen Stereotypen entsprechen, als auch als generell abwertender Ausdruck gegenüber Gegenständen und Ereignissen. Schwule Männer entsprechen nicht den Erwartungen der hegemonialen Männlichkeit, sie werden vielfach als „Anti-Männer“ wahrgenommen. Häufig werden sie dementsprechend mit Frauen gleichgesetzt, was in unserer Gesellschaft (leider immer noch) einer Erniedrigung und Abwertung, also einer sexistischen Diskriminierung, entspricht.

6. Weibliche Homosexualität stellt einen Sonderfall dar, weil sie in vielen Fällen nicht ernst genommen wird. Schon in der Historie der Verfolgung von Homosexuellen zeigt sich, dass der Fokus auf männlicher Homosexualität liegt. Und auch in unserer männerzentrierten Gesellschaft dominiert die Vorstellung, dass eine Beziehung ohne Mann beziehungsweise Penis nicht möglich sei. So müssten lesbische

Frauen „nur mal den richtigen Mann“ finden, und dann wäre die Welt wieder heterosexuell.

7. Sehr interessante Überlegungen zur Homosexualität und ihrer Abwertung lassen sich auch bei Vertreter*innen der Sozialpsychologie finden und werden beispielsweise von Klaus Theweleit in seinem Buch „Männerphantasien“ angeschnitten. Demnach ist Homosexualität - insbesondere für faschistoide Männer - äußerst attraktiv, da dies aber die eigene Männlichkeit unterwandert, muss eben diese Homosexualität ausgelagert und im Externen bekämpft werden. Ähnliche psychoanalytische Ansätze gibt es auch zu anderen Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, beispielsweise dem Antisemitismus und Antiziganismus.¹

8. Abwertung und Diskriminierung dieser Art erfahren nicht nur Menschen, die tatsächlich homosexuell sind, sondern alle, die dieser Gruppe willkürlich zugerechnet werden.

Zum Begriff der Homophobie

Häufig wird die Abwertung von homosexuellen Menschen als „Homophobie“ bezeichnet. Dieser Begriff muss allerdings entschieden kritisiert werden. Phobie ist ein medizinisch-psychologischer Begriff, der ein starkes, irrationales und unkontrollierbares Angstgefühl, das in bestimmten Situationen auftritt oder beim Anblick bestimmter Dinge ausgelöst wird, beschreibt. Weiterhin schränkt eine Phobie definitionsgemäß den davon betroffenen Menschen immer mehr in seinem*ihren Alltag ein. Somit treten bei der Nutzung der Endung „phobie“ mehrere Verschiebungen auf.

1. Die Abwertung von Lesben und Schwulen erfolgt nicht aus einer Angst, sondern aus einer gesellschaftlich konstruierten Norm und damit verbundenem Hass auf „das Andere“ heraus.

2. Die Diskriminierung anderer aufgrund unveränderlicher Merkmale ist eine eigene Entscheidung (beeinflusst von der gesellschaftlichen Sozialisierung) und keine Krankheit. Die Gleichsetzung mit einer Krankheit entschuldigt menschenverachtendes Verhalten und

verkennt die Freiheit der Menschenfeinde, anders zu denken und zu handeln.

3. Durch die Gleichsetzung mit einer Phobie findet eine Opfer-Täter-Umkehrung statt. Es wird suggeriert, dass eine Person, die Schwule und Lesben abwertet, das eigentliche Opfer ist, da sie in ihrem Alltag eingeschränkt wird. Jedoch greift gerade die abwertende Person in das Leben der Abgewerteten ein und verletzt deren Integrität.

Fußnoten

¹ siehe Texte zu Antiziganismus und Antisemitismus

Marie Dücker (25) studiert Humanmedizin in Hannover und macht gerade ihr Praktisches Jahr. Schon als Schülerin begeisterte sie sich für Schulpolitik. Als Studentin weitete sich ihr Interesse in hochschulpolitische Angelegenheiten aus. Außerdem liegt es ihr stark am Herzen, Diskriminierungsformen wie Sexismus und Antisemitismus den Kampf anzusagen. •••

NATURALISIERUNG

Kristina Heller

Befasst man sich mit Diskriminierungen, so ist eine grundlegende Erläuterung des Begriffes der Naturalisierung unumgänglich. Naturalisierung ist ein Querschnittsthema, da Diskriminierungen in den häufigsten Fällen auch Naturalisierungen zugrunde liegen. Das queer-Lexikon (queer-lexikon.net) definiert Naturalisierung als „das Natürlich-erscheinen-wollen“ und das „das Nicht-Legitimierungsnotwendige“. Naturalisierung wird hier also gleichgesetzt mit Normalität. Normen hingegen implizieren auch immer die Abweichung von der Norm und begründen so letztlich Ausschluss und Diskriminierung.

Naturalisierungen sind dabei auf unterschiedliche Weise wirksam:

- Die Natur wird als Begründung genannt, um einen bestimmten Zustand zu legitimieren, wie beispielsweise in der Aussage „Der weibliche Körper hat die biologischen Voraussetzungen für das Gebären und Ernähren von Kindern, daher ist es die Aufgabe der Frau, Mutter zu sein.“
- Etwas wird – ohne biologische Fundierung – als naturgegeben betrachtet, wie bei der Aussage „Männer interessieren sich von Natur aus eher für Technik“ oder auch bei der Darstellung von Frauen als dem natürlicherweise schwachen und auch emotional labilen Geschlecht. Dazu gehört beispielsweise auch, hohe Geburtenraten in afrikanischen Staaten mit evolutionären Überlebensstrategien zu erklären, oder eine vermeintlich harmlose Aussagen wie „Schwarze haben Rhythmus im Blut“.
- Wie auch schon die Definition von Naturalisierung als „das Nicht-Legitimierungsnotwendige“ beschreibt, ist ein naturalisierter Zustand etwas, was uns als natürlich im Sinne von selbstverständlich erscheint. Eine Tatsache, die – egal unter welchen Umständen – nicht anders sein kann.

All diese Beispiele, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, schließen sozialwissenschaftliche oder historische Erkenntnisse aus ihren Argumentationen aus. Sie beruhen entweder auf biologistischen Annahmen oder sprechen aus einem unreflektierten Alltagsverständnis heraus.

Diese einseitige Betrachtung und Begründung von Gegebenheiten sind jedoch nicht die einzigen Punkte, die Naturalisierungen zu einer problematischen Kategorie machen: Die Natur wird im allgemeinen Verständnis als Gegensatz zur Kultur betrachtet. Kultur ist dabei als kultiviert, positiv und legitim assoziiert. Etwas, das kultiviert wurde, wurde seinem Naturzustand enthoben und bewusst auf einen höheren, nützlichen oder angemessenen Status gesetzt. Der Prozess der Kultivierung ist ein aktiver Prozess, der dazu dient, die Natur im Sinne der Gesellschaft aufzuwerten und zu verwerten. Die Natur hingegen ist zwar Lieferantin für kulturalisierte Produkte, etwas wird jedoch nur solange als Natur betrachtet, solange es sich in seinem rohen, unbearbeiteten und natürlichen Zustand befindet. Aus Perspektive der Naturalisierung bedeutet das: Die Natur ist wild, unkultiviert und primitiv und kann nur durch ihre kulturelle Verwertung und Verwendung aufgewertet werden. Die Natur ist passiv und auf sie wird kulturell zugegriffen. Zwischen Natur und Kultur besteht also eine Hierarchie, die sich allein schon aus der Deutungshoheit der Kultur ergibt, die zwischen Natur und Kultur abgrenzt.

Überträgt man diese Abstrakte und zunächst selbstverständlich und natürlich erscheinende Tatsache auf gesellschaftliche Verhältnisse, so stellt man fest, dass sich diese Hierarchie dort fortsetzt, wo bestimmte Attribute mit Natur und Kultur assoziiert werden:

Wie bereits oben als Beispiel angeführt, werden Frauen aufgrund ihrer Position in der menschlichen Reproduktion als an ihren Körper gebunden angesehen. Damit werden sie auf ihre biologischen, natürlichen Voraussetzungen reduziert. Weiter wird ihnen eine aus der Mutterschaft resultierende besondere Neigung zu und eine Sensibilität für Sorge- und Pflegearbeiten unterstellt. Die zumeist weiblich ausgeführte Sorge- und Pflegearbeit trägt zwar zu einer erfolgreichen Reproduktion

bei, bringt jedoch keine anerkannten kulturellen und materiellen Erzeugnisse hervor. Wenn auch nur noch selten offen damit argumentiert wird, dass Frauen von Natur aus besser für diese Aufgaben geeignet seien, so hat sich doch ein Verständnis manifestiert, welches Männer zu gesellschaftlich legitimierten und präsenten Aufgaben befähigt, wohingegen Frauen sich eher dazu in der Lage sehen und gesehen werden, sich um natürlicherweise notwendige aber weitgehend unsichtbare Aufgaben wie Ernährung, Pflege und Hygiene zu kümmern.

Mit einer ähnlichen Form der Abwertung des Natürlichen gegenüber dem Kulturellen ist man konfrontiert, wenn man die Ursprünge des Rassismus betrachtet und Rassismus nicht im Sinne spezifischer Ausländerfeindlichkeiten, sondern übergeordnet als eine Hierarchisierung von angenommenen „Rassen“ versteht. Naturalisierter Rassismus aufgrund von äußerlichen Merkmalen ist derweil weniger präsent, die Abwertung der „schwarzen Rasse“ und die Überlegenheit des weißen Mannes ist jedoch Grundmotiv des Kolonialismus gewesen, welcher sich mit dem Ziel, die „Naturvölker“ zu kultivieren, legitimiert hat und die Weltordnung nach wie vor prägt. Die vermeintliche Nähe zur Natur wurde als Rückstand und Nachteil gegenüber der kultivierten, fortschrittlichen, weißen westlichen Gesellschaft angenommen. Der angestrebte Status ist also auch hier ein kultureller, der nur durch ein Überwinden des natürlichen Ur-Zustandes erreicht werden kann. Solange körperliche, natürliche Merkmale, wie beispielsweise die Hautfarbe, jedoch mit Attributen wie unkultiviert und primitiv verbunden werden, ist eine Kultivierung in diesem Sinne nicht möglich. Strukturelle Rassismen bringen zum Ausdruck, dass Ressentiments gegenüber bestimmten körperlichen Merkmalen immer noch wirksam sind, wenn auch sie in der öffentlichen Argumentation eher kulturellen Rassismen gewichen sind. Kultureller Rassismus wertet Kulturpraktiken ab, die nicht der angenommenen „heimischen“ Kultur entstammen und besteht auf der Unvereinbarkeit von „heimischen“ und „fremden“ Kulturpraktiken, wozu auch die Religion zählt. Man könnte letztlich also behaupten,

dass der Rassismus die gesellschaftlich akzeptierte Evolution vom biologischen hin zum „legitimierten“ kulturellen Rassismus erlebt hat. Eine variierte Form der Naturalisierung, die jedoch trotzdem auf einem angenommenen Naturzustand und seiner Abweichung beruht, liefert die Betrachtung von heteronormativen Beziehungen – also Beziehungen zwischen als Mann und Frau klassifizierten Menschen – im Gegensatz zu homosexuellen Beziehungen: Fortpflanzung findet zwischen männlichen und weiblichen Samenzellen statt. Daher gehören – naturalistisch argumentiert – zu einer „normalen“ Familie Mann und Frau. Diese Argumentation kommt zum Beispiel dann zum Tragen, wenn homosexuellen Paaren eine Eheschließung verwehrt wird und politische Argumentationen sich dazu auf den im Grundgesetz verankerten Schutz von Ehe und Familie berufen. Biologische Abläufe werden hier genutzt, um eine Norm zu markieren, von der homosexuelles Begehren und homosexuelle Praktiken abweichen, da diese keine Reproduktion ermöglichen. Hier wird der angenommene Naturzustand zu einer kulturellen Norm erhoben und ein vermeintliches Abweichen von dieser Norm mit Diskriminierung sanktioniert. Darüber hinaus wird Sexualität dabei als eine Voraussetzung verstanden, die nicht auf Lust und Begehren basiert, sondern rein dem Zweck der Fortpflanzung dient. Anders als in der Aufwertung des Kulturellen dient die Naturalisierung hier also dazu, die als natürlich angenommenen Gegebenheiten zu stärken, um daraus allgemeingültige und unveränderliche Regeln abzuleiten.

Alle drei Beispiele lassen sich insofern zusammenfassen, dass aus scheinbar biologischen Voraussetzungen kulturelle Gesellschaftsnormen abgeleitet und diese wiederum argumentativ genutzt werden. Da die Argumentationen immer auf einen scheinbar gegebenen, unveränderlichen und universellen Naturzustand – also auf etwas unbeeinflussbares und vorzeitliches – anspielen, sind sie besonders wirksam und resistent. Umfassende Kritik an diesen Annahmen und Argumentationen üben sozial-konstruktivistische und poststrukturalistische Ansätze, die die

Grundannahme vertreten, dass Verhalten sozial geprägt ist und nicht von genetischen, natürlichen Voraussetzungen abhängt. Naturalisierungen sind in diesem Sinne nicht nur eine problematische Struktur, sondern im Rahmen der Beschäftigung mit Diskriminierungen jeglicher Form auch eine sinnvolle Analysekategorie, um naturalistische Argumentationen zu sondieren und ihnen mit Hilfe der genannten oppositionellen Theorien zu begegnen.

- • • **Kristina Heller** (24) studiert derzeit - nach ihrem Abschluss im Bachelor Kulturwissenschaften in Lüneburg - dasselbige Studienfach im Master an der Universität Leipzig. Im Wintersemester 2015 hat sie im Rahmen der alternativen Lehre als Studi-Dozentin das Seminar „Konstruierte Natur - Über soziale Abgrenzungskategorien und ihre Naturalisierung“ geleitet. Insbesondere dadurch hat sie sich noch einmal innerhalb ihres Studiums intensiver, aufbauend auf ihrer Beschäftigung mit der Abgrenzung von Natur und Kultur und ihren Folgen, mit dem Thema Naturalisierung auseinandergesetzt.

*Kitaplätze genügen
als Frauenförderung.*

Gleichstellungspolitik darf sich nicht auf Familienpolitik beschränken. Damit wird sogar das Klischee der Frau als Familienverantwortliche verstärkt und Familie auf ein „Frauenproblem“ reduziert. Die alleinige Verfügbarkeit von Betreuungsplätzen überwindet nicht den fehlenden Zugang von Frauen zu bspw. Führungspositionen, Lohnunterschiede oder Sexismus.

*Ich würde nie jemanden
diskriminieren. / Mir ist
noch nie Diskriminierung
begegnet.*

Diskriminierung findet oft unbeabsichtigt und unbewusst statt. Was für die eine Person noch in Ordnung ist, kann die nächste schon als diskriminierend empfinden. Außerdem gilt es nicht nur, Alltagsdiskriminierung abzubauen, sondern auch diskriminierende Strukturen.

ANTIRASSISMUS

EIN AKTIVES BEKENNTNIS

Nadine Golly

Wie beginnt man einen Artikel zu Antirassismus im Hochschulkontext? Mit dem Versuch einer Definition: „Anti“ ist nicht nur der Titel des achten Studioalbums von Rihanna (2016), „Anti“ bezeichnet auch die griechische Präposition und Vorsilbe αντί mit der Bedeutung „(ent) gegen(über)“ oder „anstelle von“. Antirassismus ist demzufolge dem Rassismus entgegengesetzt. Das ist wichtig zu wissen, denn es zeigt die aktive Form, der es bedarf, um antirassistisch zu sein: es braucht die Handlung. Antirassistisch ist man nicht einfach so.

Im deutschen Kontext ist es interessant, zur Kenntnis zu nehmen, dass hier der Eindruck erweckt wird, als seien es weiße Deutsche gewesen, die Antirassismus als Konzept geschaffen haben und ihn als einzige praktizieren. Dabei ist Antirassismus kein neues und schon gar kein deutsches Phänomen. Seit Menschen gegen Versklavung und Kolonialismus kämpfen gibt es Antirassismus als widerständige Praxis gegen Rassismus, Versklavung und Kolonialismus. Auch heute noch ist Antirassismus widerständige Praxis, sei es für BPoC¹ als tägliche Überlebenspraxis oder als Bezugspunkt von Organisationen.

Rassismus - Teil des gesellschaftlichen Systems

Um deutlich zu machen, von welchen Prämissen ich ausgehe, muss ich darlegen, was ich meine, wenn ich Rassismus schreibe. Rassismus wird hier verstanden als eine Ideologie, eine Struktur und ein Prozess der gesellschaftlichen Dominanz,

- nach der Menschen handeln
- nach der Gesetze geschrieben werden
- nach der Entscheidungen getroffen werden
- in der Menschen diskriminiert werden
- in der Menschen ihrer Geschichte beraubt werden.

Es ist eine Dominanzstruktur, die mit anderen Dominanzverhältnissen verknüpft ist² (z.B. Sexismus, Klassismus³). Diese Struktur baut auf Vorstellungen von „Rasse“-kategorien auf, also der Erfindung von biologischen Unterschieden. Diese konstruierten Unterschiede werden dann zur Erklärung angeblich verschiedener Fähigkeiten und Eigenschaften benutzt. So produzierte die weiße europäische Wissenschaft die Vorstellung unterschiedlicher „Rassen“, in der weiße Menschen als „Krone der Schöpfung“ erschienen, denen alle anderen Menschen als unterlegen galten. Diese „Rasse“-theorien sind längst widerlegt und als koloniale Ideologie entlarvt. Dennoch hat Wissenschaft auch heute noch einen Anteil an der Implementierung und Aufrechterhaltung von rassistischem Wissen.

Wichtig ist, trotz oder gerade wegen der vielen unterschiedlichen Definitionen, zur Kenntnis zu nehmen, dass Rassismus historisch gewachsen und vor dem Hintergrund des Zeitalters der Aufklärung und des Kolonialismus zu verstehen ist. Diese historischen Voraussetzungen, führen zusammen mit den gesellschaftlichen Dominanzverhältnissen dazu, dass Rassismus im deutschen Kontext nicht umgekehrt denkbar ist. Ich will damit sagen, dass potentielle Diskriminierungen von BPoC gegen Weiße Menschen in Deutschland nicht als Rassismus bezeichnet werden können.

Zum Verständnis dessen, was Rassismus bedeutet, ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass Rassismus nicht auf persönliche Einstellungen reduziert werden kann und dass er kein ausschließlich rechtes Phänomen, sondern Teil des gesellschaftlichen Systems ist. Sprache spielt darin eine wesentliche Rolle; deshalb ist es wichtig, sich klar zu machen, dass rassistische (Sprach-)Handlungen, selbst wenn sie unbeabsichtigt sind, dennoch verletzen (können) und dass diese rassistischen (Sprach-)Handlungen rassistische Ordnungen bestätigen, stabilisieren und damit immer wieder aufs Neue reproduzieren.

Es gibt verschiedene Rassismen wie zum Beispiel:

- Rassismus, der sich gegen Schwarze Menschen und andere PoC richtet
- Antisemitismus, der sich gegen jüdische Menschen richtet⁴

- Gadge-Rassismus, der sich gegen Rom*nja und Sint*ezza richtet⁵
- antimuslimischer Rassismus, der sich gegen Muslim*innen richtet

Rassismen ereignen sich auf verschiedenen Ebenen. Da wäre zum einen die Ebene des **alltäglichen Rassismus**. Sehen wir uns einmal den Hochschulkontext an. Das kann folgende Punkte beinhalten:

Innerhalb der Hörsäle und der Seminarräume sind Schwarze Studierende und Studierende of Color rassistischer Sprache, Beleidigungen und Bedrohungen ausgesetzt⁶; sie werden von Gruppenarbeiten ausgeschlossen, erleben nicht eingreifende Dozent*innen, etc. Es gibt selten (geschützte) Räume für Studierende of Color, um zusammenzukommen, sich zu organisieren oder einen Ort, an den sie sich im Falle einer rassistischen Diskriminierung wenden könnten.⁷

Auf deutschen Campus gibt es zunehmend Hass-Verbrechen:

- Veranstaltungsankündigungen, die mit Migration im weitesten Sinne zu tun haben, werden zerstört oder beschmiert.
- Rechte Gruppen erscheinen auf dem Campus und hängen Banner auf, ohne Angst vor Konsequenzen.
- Rechte Studierende diffamieren Dozent*innen of Color.
- Rechte Professor*innen und Studierende dürfen ohne Bedenken und immer unter dem Banner von Meinungsfreiheit ihre Positionen auf Konferenzen, Sitzungen und in Seminaren von sich geben.

Zusätzlich erhalten Dozent*innen und andere Personen, die sich emanzipativ öffentlich äußern, bedrohliche E-Mails von rechtsgerichteten weißen Männern, die überwiegend der Reichsbürger-Bewegung angehören. Die Polizei ist informiert, sich der Vorkommnisse bewusst und nimmt sie ernst, da Mitglieder dieser Bewegung vor kurzem u.a. einen weißen Polizisten getötet haben und es immer wieder Übergriffe gegenüber Polizist*innen gibt, die - wie Universitätsangestellte auch - als Vertreter*innen der Bundesrepublik Deutschland gesehen werden. Es gibt jedoch keine Unterstützung von

Universitätsstrukturen bei der Bewältigung solcher Belästigungen und Bedrohungen.

Struktureller Rassismus zeigt sich zum Beispiel darin, wie an Universitäten die Zugänge organisiert sind und dass z.B. internationale Studierende mit ganz anderen Hürden zu kämpfen haben als Studierende, die in Deutschland ihr Abitur gemacht haben. Das betrifft Visapolitiken und den Fakt, dass alle Studierenden für die gesamte Zeit ihres Studiums mehr als 9.000€ geblockt auf einem Konto nachweisen müssen, für jede Bewerbung (!) an fast jeder Universität Geld bezahlen müssen und ihre Bewerbung nicht direkt an die Hochschule schicken können wie andere Studierende. Auch die hohen sprachlichen Zugangsvoraussetzungen (C1) sind Teil diskriminierender Strukturen, denn wenn man sich vorstellt, dass Deutschkurse ab B2 mit mind. 500,-€ zu Buche schlagen - die Abschlusstests nicht eingerechnet (ab 175,-€) - darf man sich schon fragen, warum dieses Niveau als Überlebensnotwendigkeit vorausgesetzt wird, während gleichzeitig Multilingualität und Internationalität wichtige Stichwortgeber an deutschen Universitäten sind.⁸

Institutioneller Rassismus betrifft, wie sich Hochschule als Institution organisiert. Wie viele Dozent*innen of Color lehren an den Fakultäten? Ist die im Seminarplan aufgeführte Literatur überwiegend von weißen männlichen Autoren verfasst und repräsentiert den deutschen Wissenskanon? Welche Themen sind in den Studienfächern und Modulen aufgegriffen? Welche Studienfächer gibt es überhaupt? Wird untersucht, welche kolonialen und rassistischen Wissensbestände von Disziplinen in Wissenschaft eingebracht wurden und werden? Welche institutionalisierten antirassistischen Praxen und Strukturen gibt es an der Hochschule? Gibt es den Anspruch, postkoloniale Ansätze in alle Disziplinen aufzunehmen und die Dekolonisierung von akademischen Wissensbeständen auch in Lehre und Forschung voranzutreiben?

In den letzten 20 Jahren wurden immer mehr Publikationen von Schwarzen Autor*innen und Wissenschaftler*innen geschrieben, aber es ist immer noch nicht selbstverständlich, dass sie auf Literaturlisten in Seminaren, in Haus-, Bachelor- und Masterarbeiten aufgeführt sind

oder auf Konferenzen oder Podien präsent sind. In diesem kurzen Abriss⁹ wird deutlich:

ALLE sind von Rassismus betroffen!

„[I]t [race] is actually present in every classroom. [...] We can choose to acknowledge it or ignore it but it is still there. (Maxwell 2006: 159)¹⁰

Rassismuskritik

Im Sinne des Antirassismus und der Auseinandersetzung damit, ist es erforderlich, sich mit der eigenen Involviertheit in rassistische Verhältnisse auseinanderzusetzen und durch diese geprägte Denk- und Handlungsweisen kritisch zu hinterfragen. „Kritisch“ bedeutet politische Praxis und ist „nicht Negation, nicht Rückzug in etwas ganz anderes, sondern die Konstituierung eines Vermögens [in rassistischen und widersprüchlichen Verhältnissen] zu handeln“ (Lorey 2012)¹¹. Es ist wichtig handlungsfähig zu bleiben, denn rassismuskritische Praxis bewegt sich zwischen Wiederholung und Überwindung bestehender Verhältnisse. Da es kein Außerhalb dieser Verhältnisse gibt, ist die Praxis in diese involviert, verbunden mit Widerspruch und Reproduktion. Bei allen Widersprüchen ist es aber so, dass Antirassismus nie neutral ist. Rassistische Verhältnisse sind auch in Bildungsräumen, -prozessen, und -settings wirksam. Das ist wichtig, anzuerkennen. Im wissenschaftlichen Kontext ist dies zum Beispiel möglich, indem man die Perspektive, aus der heraus man studiert, lehrt, forscht, liest und schreibt, offen legt und nachvollziehbar macht. Denn alle Prozesse, seien es Zugänge zu Gegenständen der Forschung oder Schreib- und Forschungsergebnisse, werden von Haltungen beeinflusst, ob wir das so sehen oder nicht. Wir alle sind in spezifischen gesellschaftlichen Räumen sozialisiert. Auch ich als Schwarze Sozialwissenschaftlerin, die ich in überwiegend weißen deutschen Bildungssettings sozialisiert bin, habe zunächst einmal weiße westliche Denk- und Handlungsanweisungen vermittelt bekommen und musste mir - und muss das immer noch - andere Wissensarchive erschließen. Ich musste mir erst die Sozialwissenschaften suchen, die bereit waren, anzuerkennen, dass Empirie nicht bedeutet, von gesellschaftlichen

Positionen unabhängig zu arbeiten, zu lehren, zu sprechen und zu schreiben. Die kritische Auseinandersetzung mit rassistischen Sprechweisen z.B. erlebte ich häufiger von studentischer Seite als von Lehrendenseite. Festzuhalten ist aber, dass alle „Tätigkeiten der Repräsentation [...] immer Positionen ein[schließen], von denen aus wir sprechen oder schreiben: Positionen der Artikulation“ (Hall 1994: 26)¹². Das kann und sollte nicht im Namen der „guten wissenschaftlichen Praxis“ negiert werden. Rassismuskritik distanziert sich von einem Wissenschaftsverständnis, welches die Disziplin als Disziplin schont und von kritischer Intervention fern hält. Und sie ist parteilich, weil sie nicht an die Neutralität und Objektivität von Wissenschaft glaubt. (do Mar Varela u.a. 2016)¹³

Was bedeutet das konkret für Rassismuskritik an der Hochschule? Audre Lorde schrieb: „For the master’s tools will never dismantle the master’s house. They may allow us temporarily to beat him at his own game, but they will never enable us to bring about genuine change. And this fact is only threatening to those [...] who still define the master’s house as their only source of support“ (Audre Lorde 1984). Wie kann „the master’s house“ langfristig dekonstruiert werden, wenn zur Dekonstruktion lediglich die „master’s tools“ zur Verfügung stehen? Können die Bausteine, die die Universität konstituieren, also die Studierenden, die Lehrenden, die wissenschaftliche Methodologie, die Forschungsfelder, die Studienfächer, wirklich so arbeiten und damit konsequent zu Ende gedacht das eigene Fundament zum Einstürzen bringen? Einstürzen soll hier nicht so verstanden werden, dass am Ende dort nur eine freie Fläche sein soll, auf der nichts mehr steht. Der Einsturz steht symbolisch für die Öffnung des normalisierten (weißen) Eigenen für Fragen stellende Diskurse, die die Monologe und die Zusammensetzung der Hausbewohner*innen (und Universitätsangehörigen) verändern, die „Einrichtung“ neu gestalten und in letzter Konsequenz das Fundament neu legen. Es geht darum, die einzige epistemische „Tradition“, von der aus die vermeintliche Wahrheit erlangt wird, zu erschüttern und eine rassismuskritische Perspektive auf hegemoniales Wissen zu ermöglichen.

Leuphana und beyond

Von diesem Ziel sind wir noch weit entfernt, aber an vielfältigen Orten gab es erste Erschütterungen. Gemein ist ihnen aber allen, dass sie von einzelnen Personen abhängen und kein institutionalisiertes Aufbrechen bewirkt haben. Im Anhang finden sich einige beispielhafte Aktionen und Institutionen, die hoffentlich vorbereitende Schritte waren und sind, vorbereitende Schritte zu einem antirassistischen „wir“.

Enden möchte ich mit den Worten von Prof. Dei (University of Toronto): *„There is no way we can talk about education today which is anything but antiracist, antisexist, anticlassist. Antiracist education is good for everyone, not just for minorities,... It is good for the teacher, it is good for the learner, it is good for the administrator, it is good for the policy maker, because how we come to understand our world is powerfully connected to how we make sense of our existence in society.“*¹⁴

• • • ItoamLeuphana

<http://itooamleuphana.tumblr.com>

Studierende, Mitarbeitende oder andere Angehörige der Leuphana Universität Lüneburg haben sich selbstorganisiert einen Empowerment-Raum geschaffen, lernen sich kennen, informieren und besprechen sich, erarbeiten und diskutieren Formen von Empowerment, Community Bildung und Widerstand (auf dem Campus und darüber hinaus). Das Tumblr Projekt besteht aus mehreren Fotos von Teilnehmenden, die Schilder halten mit rassistischen Bemerkungen, die sie auf dem Campus von Kommiliton*innen, Dozent*innen, Kolleg*innen immer wieder hören, so genannte Micro-Aggressionen. In der Folge werden BPoC auch zu anderen Formaten auf dem Campus eingeladen und können ihre Stimme hörbar machen.

Campus Rassismus •••

<https://twitter.com/hashtag/campusrassismus>

<https://de-de.facebook.com/PoCMainz/photos/gm.1677549875860907/1266884556670789/?type=3>

#CampusRassismus war eine Online-Aktion der People of Color Hochschulgruppe Mainz und der People of Color Hochschulgruppe Frankfurt a.M. zur Sichtbarmachung von Rassismen auf dem Campus. Sechs Tage lang sollte getwittert werden, um Erfahrungen von Rassismus auf dem Campus zu hören. Bundesweit wurden Erfahrungen geteilt und noch heute schreiben Studierende auf der Seite.

AntiRassismus-Referat •••

<https://asta-lueneburg.de/referate/antira/ueber-uns/>

<http://journal.leuphana.de/2016/10/12/rassismus-an-deutschen-universitaeten/>

Das AntiRassismus-Referat wurde von engagierten Studierenden gegründet, die erkannt hatten, dass es eine Anlaufstelle an der Leuphana braucht. Neben der Anlaufstelle haben sie verschiedene Aktionsformen wie Informationsveranstaltungen, Filmvorführungen, coraci-Festival, Theaterstück, Konzert, Gutscheintausch, Demonstration, Ausstellung, Spendenlauf und mehr gewählt, um auch auf dem Campus ein Bewusstsein für die Notwendigkeit eines Campus mit antirassistischem Anspruch zu schaffen.

CORACI-Festival •••

<http://www.coraci-festival.de>

Das ehemalige SONAR Festival wurde ganz bewusst in CORACI - Festival contre le racisme (Festival gegen Rassismus) - umbenannt und ist zu einem Festival geworden, das sich zu einer humanitären, diversen und solidarischen Weltgesellschaft bekennt. Teil dessen ist, dass es bevor gemeinsam Musik gehört, gespielt und gefeiert wird, inhaltliche Inputs und Diskussionen gibt, um die Möglichkeiten und Herausforderungen von antirassistischem Handeln gemeinsam auszuloten und zu diskutieren.

- • • **Nadine Golly** ist Sozialwissenschaftlerin, Aktivistin und freiberufliche Bildungsreferentin. Sie hat sechs Jahre (bis 2016) an der Leuphana gelehrt und geforscht - zu Themen wie Theorien und Konzepte (rassismus)kritischer, diversitätssensibler und dekolonialer Bildung, Empowerment für Schwarze Menschen und Menschen of Color, Black Diaspora Studies und Critical Whiteness Studies. Derzeit ist sie tätig in der Lehrer*innenbildung an der Universität Hildesheim. Neben ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung engagiert sie sich u.a. für die „Initiative Schwarze Menschen in Deutschland“, die sich seit über 30 Jahren für die Interessen der Schwarzen Community einsetzt. Freiberuflich arbeitet sie in dem von ihr mitbegründeten Schwarzen Bildungskollektiv KARFI - für Empowerment und rassismuskritische Bildung, das Institutionen wie z.B. (Hoch)Schulen, Kindergärten und entwicklungspolitische Organisationen berät, begleitet und mitentwickelt.

Fußnoten

¹ BPoc = Black People und People of Color = Schwarze Menschen und Menschen of Color

Schwarz = eine Selbstbezeichnung und ein politischer Begriff, der verschiedene Erfahrungen, Lebensrealitäten und Widerstandstraditionen verbindet. Er umfasst Menschen der afrikanischen und afro-diasporischen Gemeinschaft. Schwarz bezieht sich nicht auf die Hautfarbe. Weiße können nicht bestimmen, wer Schwarz ist und wer nicht.

PoC = eine Selbstbezeichnung und ein globaler Bündnisbegriff. In Deutschland bezeichnen sich Menschen mit europäischen, arabischen, asiatischen, südamerikanischen u.a. Migrationsbiographien als PoC.

² Die Kreuzung („intersection“) von sozialen Kategorien, die innerhalb einer Gesellschaft Referenzpunkte für eine Person sein können, greift das Konzept Intersektionalität auf. Siehe Interview zu Intersektionalität S. 22.

³ siehe Text zu Klassismus S.

⁴ siehe Text zu Antisemitismus S.

⁵ siehe Text zu Antiziganismus S.

⁶ 2014 erhob eine Studie an der THM Gießen die Rassismuserfahrungen von Internationalen Studierenden. Die Erfahrungen werden auch von vielen BPoC geteilt: <https://www.thm.de/promi/downloads/42-ergebnisbericht>

⁷ Und das obwohl die Antidiskriminierungsstelle des Bundes schon lange auf die Notwendigkeit von Antidiskriminierungsstellen an deutschen Universitäten hinweist: http://www.antidiskriminierungsstelle.de/DE/ThemenUndForschung/Projekte/Bildung/diskriminierung_im_Hochschulkontext/diskriminierung_im_hochschulkontext_node.html

⁸ Mehr dazu hier: **Mohamed Amjahid** (2011): *Kritische Übergänge: Hürdenläufe internationaler StudienbewerberInnen und AbsolventInnen*. In: <https://heimatkunde.boell.de/2011/02/18/kritische-uebergaenge-huerdenlaeufe-internationaler-studienbewerberinnen-und>

⁹ Bald erscheint dazu ein Dossier:

<https://heimatkunde.boell.de/geschlossene-gesellschaft-universitaet>

¹⁰ **Maxwell, Kelly E.** (2006): „*Deconstructing Whiteness: Discovering the Water.*“ Lea and Helfand 153-168.

¹¹ **Lorey, Isabell** (2012) *Konstituierende Kritik. Die Kunst den Kategorien zu entgehen*. In : Mennel, Birgit; Nowotny, Stefan/ Ramig, Gerald (Hg.): *Kunst der Kritik*. Wien: 47-64.

¹² **Hall, Stuart** (1994): *Kulturelle Identität und Diaspora*. in: (ders.): *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2.* (S. 26-43), Hamburg: Argument.

¹³ **Do Mar Castro Varela, María / Mecheril, Paul** (Hg.) (2016)): *Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart*, Bielefeld: transcript.

¹⁴ **Gismondi, Mike** (1999): *Aurora Interview with George Sefa Dei*, <http://aurora.icaap.org/index.php/aurora/article/view/22/33>

DISKRIMINIERENDE SPRACHE

Danae Christodoulou

„Worte können sein wie winzige Arsendosen, sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da.“ - Victor Klemperer (1881-1960)

Sprache ist doch harmlos, oder?

Warum Sprache diskriminierend sein kann.

Sprache ist das Hauptkommunikationsmittel in unserer heutigen Gesellschaft, egal ob in Schrift oder Ton. Überall begegnen wir ihr, ob in Social Media, Videoportalen, Film, Theater, Musik, Büchern, Magazinen, Zeitungen, E-Mails, Werbung, Gesetzen. Natürlich aber auch im direkten Gespräch, Angesicht zu Angesicht, per Telefon, per Nachricht oder in einer Rede. Kurzum, wir nutzen die Sprache im persönlichen und öffentlichen Raum. Mit ihr wollen wir uns mitteilen, andere informieren, überzeugen, aber durch ihre Verwendung legen wir auch (unbewusst) Kategorien fest. Damit beeinflusst sie unsere Gefühle, unser Wissen, unsere Ideen, unsere Meinungen und unsere Sicht auf uns und unser Gegenüber.

Damit hat Sprache nicht nur einen hohen Wert in unserer Gesellschaft, über den wir uns und andere positionieren, sondern sie dient auch als Mittel zur Festigung und Legitimation von Machtpositionen. Mit Sprache definieren wir sowohl uns und unsere Selbstwahrnehmung als auch die Anderen und damit auch die Selbstwahrnehmung dieser Fremdbestimmten. Mit Sprache konstruieren wir Gruppen und Machtpositionen. Wer gehört (nicht) dazu? Wer ist gut/böse? Wer hat (Un-)Recht? Wer darf (nicht)? etc. Und daher ist Sprache auch häufig diskriminierend. Es können einzelne Worte sein oder Formulierungen, die erst im inhaltlichen Kontext Diskriminierung entfalten.

Dadurch, dass wir Sprache regelmäßig nutzen, verfestigt sie sich. Wer die Macht zur Benennung besitzt, manifestiert damit auch

Herrschaftsverhältnisse. Hier wird auch oft von ‚reProduzieren‘ gesprochen: Indem ich diskriminierende Sprache nutze, reproduziere ich nicht nur diese Verhältnisse, sondern produziere sie auch auf eine neue Art. Das heißt, dass ich nicht nur „mitlaufe“, sondern auch eigenverantwortlich und eigenständig handle.¹ Ein passendes Beispiel sind die Auswirkungen diskriminierender Witze: Erzählt eine Person, die zu den Privilegierten gehört, einen solchen Witz, wird dieser kulturell gefestigt und verbreitet. Dadurch werden die Machtpositionen und -verhältnisse ebenfalls gefestigt: Oben die Privilegierten und unten die Diskriminierten.

In solchen Situationen bestimmt die erzählende Person, wer zu den Diskriminierten gehört und welche Kriterien aufgestellt werden. Damit haben die Menschen, die zu dieser Gruppe gehören, keine Möglichkeit, sich selbst zu definieren. Zudem sind diese Kriterien verletzend, entwürdigend und markierend. Im Witz wird dies dann auch noch für das Amüsement der Privilegierten genutzt. Wird auf die Diskriminierung in einem solchen Witz hingewiesen, argumentieren die Privilegierten oft damit, dass dies nicht diskriminierend sei, sondern lustig und somit nett gemeint. Damit einhergehend wird dann noch darauf verwiesen, dass Witze harmlos seien; also Sprache harmlos sei. Durch eine solche Verharmlosung vervielfältigt sich Diskriminierung. Zudem bestimmen in diesem Fall die Privilegierten indirekt darüber, wie Diskriminierte sich in diesem Moment zu fühlen haben.

„Niemand behauptet, dass allein durch die Verwendung einer »korrekten« Sprache, Machtstrukturen aufgelöst werden. Der Vorschlag ist stattdessen, Sprache wie eine Post-it-Note zu verwenden: als ständige Erinnerung daran, dass wir alle die Aufgabe haben, gegen Diskriminierung anzugehen. Und dass wir bei uns selber anfangen müssen.“²

Rassismus und Sprache

Rassismus meint, Menschen durch Sprache und Handlungen aufgrund einer (angeblichen) Andersartigkeit wie Herkunft, Kulturen, Hautfarbe

oder Religion zu kategorisieren, ihnen (meist negative) Attribute zu geben und sie damit als minderwertig zu definieren. Dies wird dann als Legitimation genutzt, um Menschen von der Gesellschaft, Gleichberechtigung, den Partizipationsmöglichkeiten und oft von dem Lebensrecht auszuschließen sowie Gewalt auszuüben. Während früher der Begriff Rasse als Kategorie diente, wird heute auch der Begriff Kultur herangezogen. Da hierbei aber dieselben inhaltlichen Argumente gebracht werden, ist auch in diesem Fall von Rassismus zu sprechen.

Rassistische Sprache wirkt insbesondere durch folgende Mechanismen:³

1. Wörter werden erfunden, damit Andersartigkeit benannt werden kann. Diese Worte haben nicht nur eine Benennungsfunktion, sondern dienen auch dazu, diese Menschengruppe zu beschreiben, ob negativ als kriminell, aggressiv, unmündig oder ‚positiv‘ als musisch, exotisch etc. Dabei werden Menschen homogenisiert und nicht mehr als Individuen angesehen.

Diese Wörter....

... wurden direkt mit einem rassistischen Hintergrund erfunden (z.B. ‚Naturvolk‘) oder wurden im Verlauf der Zeit rassistisch konnotiert (z.B. ‚Flüchtling‘).

... dienen zur Abgrenzung von der weißen Bevölkerung: Zivilisierte vs. Wilde; Weiße vs. Schwarze, etc.

... dienen zur Ausgrenzung aus der Gesellschaft: Europäer_innen⁴ vs. Afrikaner_innen; Deutsche* vs. Flüchtlinge

... werden genutzt, um ein Abweichen von der weißen Norm zu zeigen. Dabei bleibt die Norm oftmals unbenannt: ausländische/geflüchtete Kinder/Kinder mit Migrationshintergrund vs. Kinder. Zudem werden bei Erzählungen über rassifizierte⁵ Menschen plötzlich Attribute wie Hautfarbe oder Herkunft genannt, obwohl diese Nennungen bei weißen Menschen nicht erfolgt.

... stehen immer in Verbindung mit (negativen) Eigenschaften.

... stellen das Aussehen, die (angebliche) Herkunft, die (angeblichen) Kulturen, den Namen, die Sprache(n) oder die (angebliche) Religion

als Hauptattribut der Person dar. Die Persönlichkeit des Individuums wird damit immer wieder darauf reduziert und um hinzugedachte (negative) Eigenschaften ergänzt.

2. Die Eigenschaften werden zur Beschreibung von Menschen direkt benutzt und mit deren (angenommenen) Attributen in Verbindung gesetzt und naturalisiert. „Du bist bestimmt total musisch!“, „Er ist bestimmt total gut in Sprachen.“ „Er ist aggressiv und frauenverachtend, sie hingegen unmündig und unfrei!“ „Sie kann bestimmt nur schlecht Deutsch.“

3. Der inhaltliche Kontext kann auch ohne diese Wörter oder Formulierungen auskommen, jedoch die gleichen Machtverhältnisse reProduzieren. Beispielsweise werden rassifizierte Menschen in Medien oft so dargestellt, als wären sie der Sprache nicht mächtig, als hätten sie einen ‚witzigen‘ Akzent oder als sprächen sie ‚kriminelles‘ Deutsch.

4. Weiße Personen sprechen die von ihnen rassifizierten Menschen häufig in der Du-Form an und/oder gehen davon aus, dass die Person kein oder nur schlechtes Deutsch spräche. Außerdem kommt es auch immer wieder zu aggressiven Äußerungen, insbesondere durch Polizist_innen, und zu Beleidigungen.

5. Bestimmte Fragen, die bspw. beim Kennenlernen oder oft auch als erster Satz geäußert werden: „Woher kommst du?“ „Nein, wo kommst du wirklich her?“ Damit wird die befragte Person sofort außerhalb des jeweiligen Staates verortet und ihr Recht, in diesem zu sein, direkt in Frage gestellt. Rassifizierte Personen werden dadurch nicht als an der Gesellschaft partizipierende Person gesehen. Zudem ist das Erfragen der Familiengeschichte ein massiver Eingriff in die persönliche Geschichte und dieses Vorgehen eine Ermächtigung der fragenden Person. Des Weiteren werden das Aussehen oder der Name sofort als Hauptattribut der rassifizierten Person hervorgehoben.

Beispielhafte, kurze Rassismusanalyse des Wortes ‚Flüchtling‘:⁶

Der Begriff besteht aus dem Wortstamm ‚Flucht‘ und dem Suffix ‚-ling‘. Der letzte Teil ist dabei ein sogenannter Diminutiv (Verkleinerung) und

setzt und wertet damit eine so bezeichnete Person hierarchisch ab.⁷ Insbesondere in den 70er-Jahren und auch heute wieder trägt dieser Begriff eine starke rassistische Konnotation. Das heißt, immer dann, wenn rassifizierte Menschen aus Krisenstaaten nach Deutschland fliehen. Weiße Menschen, die nach dem 2. Weltkrieg nach Deutschland flohen und heute als ‚Deutsche‘ wahrgenommen werden, grenzen sich als ‚Bund der Vertriebenen‘ bis heute stark von dem Begriff ‚Flüchtling‘ ab und akzeptieren nicht, auch andere geflohene Menschen als ‚Vertriebene‘ zu bezeichnen.

Mit der Zuwanderung von Menschen nach Deutschland stieg auch die Anzahl rassistischer Handlungen. Begriffe und Sätze wie ‚Asylbetrug‘, ‚Das Boot ist voll!‘, ‚Asylantenflut‘, ‚Flüchtlingswelle‘, ‚kriminelle Flüchtlinge‘ sind entstanden und alltäglich in den Medien zu lesen. Diese Begriffe bezeichnen die Menschen als eine homogene Masse, die als Gefahr gewertet wird: Begriffe wie Flut, Welle und kriminell dienen als negative Assoziationen. Auch werden hier grundsätzlich Männer* als aggressiv und Frauen* als unmündig dargestellt. Neben dieser negativen Konnotation gibt es auch positiv besetzte, die diese Menschen als eine hilfsbedürftige unmündige Masse ansehen. Hier entstehen dann die zwei Gruppen ‚Helfer_in‘ vs. ‚Flüchtling‘, wobei immer wieder von den gut gemeinten Aktionen vorwiegend weißer Helfer_innen eine Entmündigung ausgeht.⁸

Vor allem werden die Menschen rassifiziert, der Status ‚Flüchtling‘ als Hauptattribut dieser Personen wahrgenommen und damit als Hauptkriterium der Persönlichkeit festgehalten. Dabei bezeichnet Flucht nur einen Status, der schon abgeschlossen ist, da sie nicht mehr auf der Flucht sind. Rechtlich gesehen, ist ein Mensch erst ‚Flüchtling‘, wenn dies nach der Genfer Konvention festgestellt wurde. Alternative Begriffe wie ‚Geflüchtete‘ verdeutlichen zwar, dass diese Person nicht mehr flüchtet, trotzdem werden damit oftmals die gleichen Assoziationen in Verbindung gebracht. Es handelt sich dabei immer noch um eine Fremdbenennung. Zudem stellt sich die Frage, ob eine solche Markierung immer notwendig ist. Die englische Bezeichnung ‚Refugees‘ wird von rassifizierten Personen als politische

Selbstbezeichnung gewählt, um ihren Status im institutionellen Rassismus zu verdeutlichen. Daher ist die Verwendung dieses Begriffs auch legitim.

Eigene Gruppenbezeichnungen

Um (alltäglichen) Rassismus aufzuzeigen, haben rassifizierte Menschen selbstbestimmte Gruppenbezeichnungen gewählt. Zum einen, um eine eigene Ermächtigung über Benennungen und die damit verbundene Selbstwahrnehmung zu haben. Zum anderen, um sich von den rassifizierten Bezeichnungen abzuheben und sich als politische Gruppe zu zeigen, die zwar Rassismus erfährt, aber nicht durch diesen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben bekommt.

Verbreitet ist vor allem die Bezeichnung und Schreibweise ‚Schwarz‘ mit Großbuchstabe, um nicht als Adjektiv zu dienen und sich gegenüber der Schreibweise ‚weiß‘ - in Kleinbuchstaben und kursiv - abzugrenzen. Hiermit soll auch die zu oft unbenannte Norm sichtbar gemacht werden und ein Bezug auf das Eigenkonstrukt des ‚Weißen‘ aus der Kolonialzeit, aber als Adjektiv, hergestellt werden. Denn dies soll verdeutlichen, dass diese Personengruppe auf Grund von Rassismus Privilegien genießt und Rassismus meist (unbemerkt) reProduziert. Weitere politische Eigenbezeichnungen sind u.a., je nach Gruppe, ‚of Colour‘, ‚Afro-Deutsche‘, ‚Asiatische Deutsche‘ oder ‚Asian-German‘. Es stellt sich im inklusiven Kontext trotzdem immer die Frage, ob es notwendig ist, Menschen mit Gruppenbezeichnungen zu benennen oder ihre (angenommen) Attribute hervorzuheben. Letztendlich verorten wir damit Menschen immer wieder außerhalb der ‚Norm‘ und reProduzieren Rassismus. Also warum sollte nicht auf solche Bezeichnungen und Handlungen verzichtet werden?

Solange es Rassismus gibt und er für rassifizierte Personen täglich erfahrbar ist, müssen Menschen als Ermächtigung über sich selbst und um diesen Rassismus sichtbar für die ‚Norm‘ zu machen, Eigenbezeichnungen nutzen.

„(...)

*Und euer Rassismus ist so unschuldig
weil ihr weder Böses wollt, meint, noch tut
und einfach nicht versteht,
was ihr Tag für Tag, Spruch für Spruch und Frage für Frage
anrichtet.*

*Aber ich bin genauso unschuldig wie ihr.
Und ich war unschuldig mit 3, 6, 8, 13, 15, und 18
und ich bin und war trotzdem
ständig konfrontiert
mit eurem
innocent racism.⁴⁹ - Victoria B. Robinson*

Danae Christodoulou ist im Bildungswerk ver.di tätig sowie als •••
Lehrerin für Deutsch als Zweitsprache (Erwachsenenbildung) und für
Mathematik und Sachunterricht (Primar- und Sekundarstufe I). Die
Idee, einen Text über Sprache und Rassismus zu schreiben, ist aus
eigenen Erfahrungen in Beruf und Alltag mit dem Thema entstanden.
Häufig muss sie beobachten, wie Kinder diskriminiert werden. Schon
während ihres Studiums setzte sie sich stark mit dem
Thema ‚Rassismus‘ auseinander.

Fußnoten

¹ Vgl. f. bisherige Absätze Christodoulou 2014, S. 8.

² Otoo 2013, S. 25.

³ Diese Auflistung erhebt kein Anrecht auf Vollständigkeit.

⁴ Europäer_innen/Deutsche werden meist automatisch als weiße Personen gesehen, was nicht stimmt. Dieses Beispiel bezieht sich einerseits auf die Kolonialgeschichte Deutschlands und weiterer Staaten, andererseits auch auf die heutige Ansicht über rassifizierte Menschen.

⁵ Rassifizierung bezeichnet den Prozess, dass eine Person aufgrund bestimmter (angenommener) Attribute Rassismus erfährt. Dabei verdeutlicht der Begriff, dass dies von einer anderen Person ausgeht und nicht ‚Schuld‘ der rassifizierten Person ist. Dieser Begriff setzt sich damit gegenüber den sonstigen Fremdbezeichnungen von Menschen (z.B. ‚mit Migrationshintergrund‘) ab und will nur den Rassismus verdeutlichen. Diese Gruppe hat nur die Erfahrung von Rassismus gemeinsam. Es geht nicht darum, ihnen Eigenschaften aufzuzwingen.

⁶ Diese Analyse ist nur eine kurze Übersicht und stellt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

⁷ Vgl. Arndt 2011, S. 687f.

⁸ Vgl. f. d. Absatz Hübner 2011, S. 313f..

⁹ Robinson 2011, S. 45.

Literatur

Arndt, Susan: ‚Hauptling‘, in: **Arndt, Susan; Ofuatey-Alazard, Nadja** (Hrsg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, Münster 2011, S. 687-688.

Christodoulou, Danae: *Die Analyse des Begriffs ‚Migrationshintergrund‘ und seine Relevanz für Lehrkräfte im Umgang mit Schüler_innen und ihren Familien*, Master-Thesis, Lüneburg 2014.

Hübner, Katharina: ‚Flüchtling‘, in: **Arndt, Susan; Ofuatey-Alazard, Nadja** (Hrsg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, Münster 2011, S. 313-324.

Otoo, Sharon Dodua: *Wer hat die Definitionsmacht? Durch die Wahl unserer Worte verändern wir die Realität*, in: **Verein für politische Bildung, Analyse und Kritik e.V.** (Hrsg.): *Critical Whiteness. Debatte um antirassistische Politik und nicht diskriminierende Sprache*, analyse&kritik, Sonderbeilage, Hamburg, Herbst 2013, S. 24-25.

Robinson, Victoria B.: *Innocent Racism* in: **Arndt, Susan; Ofuately-Alazard, Nadja** (Hrsg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, Münster 2011, S. 44-45.

Weiterführende Literatur

Verein für politische Bildung, Analyse und Kritik e.V. (Hrsg.): *Analyse & Kritik Sonderbeilage: Critical Whiteness. Debatte um antirassistische Politik und nicht diskriminierende Sprache*. Hamburg 2013

Sow, Noah: *Deutschland Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus*. C. Bertelsmann Verlag. München 2008

Wagner, Petra (Hrsg.): *Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung*. Verlag Herder. Freiburg im Breisgau 2013

Nduka-Agwu, Adibeli; Lann Hornscheidt, Antje (Hrsg.): *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. 2. Auflage. Brandes & Apsel. Frankfurt am Main 2013

Wehling, Elisabeth: *Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht*. Herbert von Halem Verlag. Köln 2016

Arndt, Susan: *Die 101 wichtigsten Fragen – Rassismus*. 3. Auflage. Verlag C. H. Beck. München 2017

Palandt, Ralf (Hrsg.): *Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus in Comics*. Archiv der Jugendkulturen Verlag. Berlin 2011

Arndt, Susan; Ofuately-Alazard, Nadja (Hrsg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Unrast Verlag. Münster 2011

*Geschlechtergerechte
Sprache ist anstrengend
und unverständlich.*

Dass uns geschlechtergerechte Sprache (noch) anstrengend erscheint, ist eine Frage von mangelnder Gewöhnung. Mit dieser Begründung könnten wir alles Neue, Andere ablehnen. Wenn es aber gute Gründe gibt, etwas zu verändern, ist Anstrengung oft unvermeidbar.

Um bestehende selbsterhaltende Machtstrukturen aufzuheben, bedarf es des Zwangs von außen. Quoten sind hierbei ein notwendiges Übel, das wir zeitweilig brauchen, um Frauen die gleichen Möglichkeiten zu eröffnen wie Männern.

*Ich will keine
Quotenfrau sein.*

*Frauenförderung ist
Männerdiskriminierung.*

Frauen waren und sind in Führungspositionen von Politik, Wissenschaft und Wirtschaft strukturell unterrepräsentiert. Natürlich geht Gleichstellung mit dem Verlust von Privilegien einher. Sie ist aber keine Diskriminierung, sondern ein Ausgleich struktureller Benachteiligung.

DAS NEUE GESICHT DES RASSISMUS

EINE POLEMISCHE SCHRIFT

anonym

„Die passen nicht in unsere westlich-christliche Kultur.“

Diese Aussage kann mensch in den letzten Jahren leider immer häufiger hören. Was hat sich verändert, sodass Rassist*innen sich mittlerweile nicht mehr auf „Rassen“ beziehen (die nach heutigem Stand der Wissenschaft gar nicht existieren), sondern auf die Kultur anderer Menschen?

Der ursprüngliche biologische Rassismus entstand aus der Annahme, dass die Menschheit in verschiedene „Rassen“ aufgeteilt ist. Dabei fühlt sich eine Menschengruppe einer anderen Gruppe überlegen und zieht daraus ihre Legitimation, diese zu diskriminieren. Rassist*innen sehen sich aufgrund von biologischen Merkmalen über andere Menschen erhaben. Dabei wird eine Homogenität einer Gruppe von Menschen vorausgesetzt. Diese Homogenisierung führt dazu, dass Menschen innerhalb eines Landes als „Volk“ dargestellt werden. Die Individualität der Menschen wird komplett übergangen. Die homogenisierte Gruppe wird dabei als auserwählte Gruppe gesehen, die die übergeordnete Rolle innerhalb der Menschheit einnehmen soll und der Rest der Menschheit ist dazu da, der übergeordneten Gruppe zu dienen.

In der 2. Hälfte des 20. Jhd. nahm die Vorstellung der Existenz menschlicher Rassen ab. Damit war der Rassismus aber nicht abgeschafft. Dieser orientierte sich neu und wechselte sein Paradigma: von einem biologischen hin zu einem kulturalistischen Rassismus. Er bezog sich nach diesem Wechsel nicht mehr auf fälschlicherweise behauptete Rassen, sondern auf die Kultur von als fremd wahrgenommenen Menschen. Der kulturalistische Rassismus geht davon aus, dass Menschen einer bestimmten Region (meist

eines bestimmten Staates) eine eigene erhaltenswerte (Leit-)Kultur haben. Verschiedenen Kulturen sollen sich nicht vermischen und „rein“ bleiben. Dieser kulturalistische Rassismus ist die Grundlage für ausländerfeindliche Propaganda wie AfD, Pegida und co. sie benutzen. Ich hoffe, dass die meisten Menschen, die das hier lesen, schon so sensibilisiert sind, dass sie ausländerfeindliche Positionen aus moralischen Gründen ablehnen. Deshalb möchte ich an dieser Stelle auf einen anderen Punkt eingehen. Die propagierte „reine“ deutsche Leitkultur ist meiner Meinung nach nicht existent. Kultur lebt davon, dass es einen Austausch und eine Vermischung mit anderen Kulturen gibt. Wenn wir von einer urdeutschen Kultur reden, wo setzt mensch diese dann zeitlich gesehen an? Im Mittelalter? In einer Kultur, die von der katholischen Kirche geprägt war und auf der Diskriminierung von Frauen (vor allem jenen mit roten Haaren) und Menschen mit anderer Religionszugehörigkeit beruhte? Oder doch lieber an jene Kultur, die durch Martin Luther geprägt wurde? Dieser propagierte den Monarchismus und hatte auch kein Problem damit, Frauen und Jüd*innen zu diskriminieren. Oder setzt sie vielleicht in der nationalsozialistischen Kultur des 3. Reiches an, wie es sich heute viele Rechtspopulist*innen wünschen würden?

Die Kultur war auch zu den oben genannten Zeitpunkten nicht „rein“ deutsch. Das Christentum selber, welches aus dem Judentum entstanden ist, kommt ursprünglich aus dem Nahen Osten. Die Kartoffel, eines der Leibgerichte der „Deutschen“, kommt ursprünglich aus Südamerika. Und auch der Faschismus war keine deutsche Idee, sondern wurde vielmehr aus Italien importiert. Diese einzelnen Beispiele sollen einfach aufzeigen, wie absurd der Gedanke ist, eine Kultur könne frei von fremden Einflüssen bestehen und sich weiterentwickeln.

Dieser Text soll mit einem Appell enden, der eigentlich schon klar sein sollte:

Falls ihr rassistische Aussagen und/oder Handlungen beobachtet, schreitet ein! Zeigt euch solidarisch mit den Menschen, die von Rassismus betroffen sind und lasst sie nicht alleine. Rassismus ist ein

gesellschaftliches Problem und nur die Gesellschaft kann dieses lösen.
Da helfen keine Gesetze und Verbote, sondern nur direktes Handeln
und Aufklärung!

Der Aktivist und Antifaschist, Autor dieses Beitrags, trifft an einem • • •
normalen Wochenende in der U-Bahn auf AfD-Sympatitant*innen.
Ihrerseits fallen Argumente für die Bedrohung der „deutschen
Kultur“ durch die Einführung von Scharia und Schariagerichten
in Deutschland. Das Gefühl der Angst beherrscht die Diskussion,
denn mit inhaltlichen Argumenten kann der Autor dieses Texts kein
Verständnis bei den AfDler*innen erreichen. Der Autor widerspricht
der absurden Idee, dass es homogene Kulturen gibt und plädiert,
besonders in postfaktischen Zeiten, dafür, Faschisten und Rassisten
mit Fakten entschlossen gegenüber zu treten.

*Wenn ich als Frau
das sage, ist das ja
gar nicht sexistisch.*

Die bloße Angehörigkeit zu einer Gruppe gibt nicht das Recht zu allgemeingültigen Aussagen über andere Gruppenmitglieder. Zudem sind sexistische Aussagen auch dann verletzend, wenn sie von Angehörigen desselben Geschlechts kommen. Jede*r kann sexistisch sein, unabhängig vom Geschlecht. Aber auch jede*r kann sich dagegen entscheiden, ebenfalls unabhängig vom Geschlecht.

*Nackte Menschen in der
Werbung sind doch nicht
schlimm. Das verkauft
sich eben gut.*

Nicht jede Art von Nacktheit ist Sexismus. Sexistische Darstellungen zeichnen sich dadurch aus, dass die dargestellte Person in der Öffentlichkeit, gerade auch in der Werbung, als willig und verfügbar dargestellt und damit zum »Objekt« wird. Die Frage der Selbstbestimmung wird dabei völlig ignoriert und der Eindruck vermittelt, das »Objekt« könne einfach genommen und benutzt werden.

ABLEISM

ERKENNTNISSE ALS VERTRAUENSPERSON VON MENSCHEN MIT BEHINDERUNG

Barbara Hitz

Der Begriff Ableism wird in der Regel mit Diskriminierung von Menschen mit Behinderung oder Vorurteilen gegenüber diesen übersetzt. Was verbirgt sich hinter diesem Begriff? Der Slogan der Behindertenbewegung „Wir werden nicht als Behinderte geboren, wir werden zu Behinderten gemacht“ spricht für die Haltung in der Gesellschaft. Hierbei beziehe ich mich auf die Darstellung von Behinderung und behinderten Menschen in den Medien genauso wie auf das Vorhandensein von Barrieren z.B. in Gebäuden, im Straßenverkehr oder auch in öffentlichen Verkehrsmitteln. Gleichfalls möchte ich aber auch die zwischenmenschlichen Diskriminierungen, die von mitleidigen Blicken über abfällige Bemerkungen bis hin zu körperlicher Gewalt reichen können, hinweisen bzw. eingehen. Erwähnenswert ist hierbei auch, dass aufgrund von sichtbaren Behinderungen oftmals Vorverurteilungen und Einschätzungen vorgenommen werden, ohne mit den Betroffenen selbst je Kontakt gehabt zu haben.

Viele dieser Vorurteile begegnen mir immer wieder als Vertrauensperson der Menschen mit Behinderung als auch als Behinderte in meinem Privatleben. Aus Berichten von Betroffenen weiß ich, dass (eine nicht auf den ersten Blick) sichtbare Schwerbehinderung verheimlicht und nur im engsten Familien-, Freund*innen- und Kolleg*innenkreis offengelegt wird, um möglichen Vorurteilen zu entgehen und den immer wiederkehrenden Fragen damit ausweichen zu können. Auswirkungen von Diskriminierungen im täglichen Leben wie auch im besonderen gesellschaftlichen Umgang erlangen immer mal wieder mediale Aufmerksamkeit, wenn „Schranken“ überschritten werden. Sie gehören aber ein Stück weit zum alltäglichen Geschehen. Dies

spiegelt eine gesellschaftliche Einstellung wider, an der noch viel gearbeitet werden kann und muss.

Die Umsetzung des Konzepts der Inklusion, die die gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben meint, ist nach wie vor aus- baufähig und bedarf weiterhin des Einbringens in Bildungs- institutionen, Arbeitsleben und Freizeit sowie im Familienleben.

Inklusion zur Selbstverständlichkeit zu machen ist die Aufgabe eines jeden Mitglieds der Gesellschaft, zumal auch all diese Menschen in Form von Diversität davon profitieren könnten.

Vielfalt (Diversity) wird in der Regel zuerst mit „Farben, Kultur und Sprache“ wahrgenommen, sollte aber auch für anderes Aussehen, andere Möglichkeit des Handelns und andere Lebensmöglichkeit stehen. Eine Aufgabe, der wir uns alle stellen sollten? Nein, stellen müssen!

Um es mit den Worten des Schriftstellers Arthur C. Clarke (u.a. Odyssee im Weltraum) auszudrücken:

„Die Grenzen des Möglichen lassen sich nur dadurch bestimmen, dass man sich ein wenig über sie hinaus ins Unmögliche wagt.“

Barbara Hitz ist seit 25 Jahren als Verwaltungsmitarbeiterin an der •••
Universität Lüneburg tätig und engagiert sich seit 2007 im Dekanat
der Fakultät Bildung. Die Arbeit als Vertrauensperson der Schwer-
behinderten, der sie seit nun mehr als 6 Jahren nachgeht, hat ihre
Wahrnehmung und Einstellung des bzw. zum Thema Diskriminierung
geprägt. Daher schrieb sie auch diesen Text: um Menschen aufeinander
zuzubewegen und auch anderen die Wichtigkeit dieses Themas
aufzuzeigen.

ALT UND AUSGEMUSTERT?

ALTERSDISKRIMINIERUNG IM ARBEITSLEBEN

Renate Schächinger

In dem Artikel konzentriere ich mich auf die Diskriminierung im Arbeitsleben im höheren Alter. Mir ist bewusst, dass auch junge Menschen wegen ihres Alters diskriminiert werden können und ihnen häufig weniger zugetraut wird. Alter ist eines von den sechs Merkmalen, die das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz schützt und wegen denen kein Mensch diskriminiert werden darf. Hinter Zuschreibungen wie „zu jung“ oder „zu alt“ stecken oft Vorurteile wie etwa, dass junge Menschen zu wenig Erfahrung hätten oder Ältere nicht mehr flexibel sind.

Meine Blickrichtung ist persönlich geprägt. Bin ich noch „up to date“? Kann ich noch mit der Weiterentwicklung in meinem Berufsumfeld mithalten? Fragen, die ich mir, jetzt mit Ende 50, selbst stelle und denen ich im beruflichen und im privaten Kontext häufig begegne. Ich arbeite als Sozialarbeiterin und wurde kürzlich von einer jungen Berufskollegin mit der Aussage konfrontiert: „Wir sind doch heute viel zielgerichteter in unserer Arbeit und arbeiten lösungsorientierter als wie Ihr das noch gelernt habt.“ Was meint sie damit? Meint sie, dass meine ganzheitliche Sichtweise der Menschen, eingebettet in das soziale Umfeld und mein politischer Anspruch, Systeme insgesamt zu verbessern, inzwischen antiquiert ist? Gelte ich als „old fashioned“, wenn ich nicht bereit und fähig bin, die Probleme der Menschen in einer Punkteliste abzuarbeiten und die erreichten Ziele abzuhaken? Im Zeitbudget effektiv und eng getaktet zu arbeiten gelten als Standards der modernen Sozialarbeit. Bleibt dabei nicht die Menschlichkeit auf der Strecke?

Ich möchte nicht, dass die Arbeitsweisen und Positionen der verschiedenen Generationen gegeneinander stehen, sondern miteinander verknüpft werden. Ich möchte, dass wir voneinander

lernen können, uns gegenseitig ernst nehmen. Sicher treten Ältere und Erfahrene manchmal auch arrogant und unbelehrbar auf; aber oft werden Ältere tatsächlich aufgrund ihres Alters im Berufsalltag diskriminiert. Ab einem gewissen Alter werden manche dazu verdammt, nicht mehr dazuzugehören, sie gelten als langsam und unproduktiv oder als unfähig, mit dem Wandel der Zeit mitzugehen. Diese Beobachtungen sind oft von Vorurteilen geprägt und entsprechen nicht den Tatsachen. Nicht selten habe ich dabei von Mobbing- Situationen erfahren, die von Überforderung über Stress bis hin zu einer Erkrankung geführt haben. Ein Arbeitsplatzwechsel ist schwierig, wenn die 50 überschritten ist.

Eine Arbeitsplatzsuche erscheint gerade für Frauen über 50, die während der Familienphase nicht sozialversicherungspflichtig gearbeitet haben, unmöglich. So erzählte mir eine Frau, die sich mit Mitte 50 auf die Suche begab, dass sie doch einfach mal auf ihr Geburtsdatum schauen solle und dann schon wissen müsste, warum sie keinerlei Chance mehr habe. Dabei hatte sie neben der Familienarbeit einen Minijob wahrgenommen und jahrzehntelang ehrenamtlich gearbeitet. Selbstverständlich hatte sie vor der Familienphase eine fundierte Ausbildung gemacht. Bei allen diesen Aufgaben hatte sie viele Organisationsaufgaben wahrgenommen und wurde bei der Arbeitsplatzvergabe trotzdem schonungslos übergangen.

So schöne Begriffe wie „best ager“ täuschen über die Wirklichkeit im Arbeitsleben hinweg; so ist es unbestritten, dass Arbeitssuchende ab 50 Jahren kaum noch eine Chance auf dem Arbeitsmarkt erhalten. Ein Neubeginn in einem anderen Arbeitsfeld scheint nur mit entsprechenden Zahlungen des Arbeitsamtes an die Arbeitgeber*innen möglich zu werden.

Wie sieht es z.B. im Schulalltag mit älteren Lehrer*innen aus? Die Zahlen sind erschreckend: nur ca. 20 Prozent erreichen die vorgesehene Altersgrenze als aktive Lehrkraft. In Niedersachsen gehen die Lehrer*innen im Durchschnitt mit 62 Jahren mit erheblichen Abzügen in den vorgezogenen Ruhestand. Dies liegt zum einen an der enormen Belastung in dem Beruf, aber sicher

auch an der geringen Wertschätzung, die Lehrer*innen im höheren Lebensalter entgegengebracht wird. So las ich in einem Zeitungsartikel von der „Großelterngeneration“, die die Kinder wohl nicht mehr gut unterrichten könnten. Dies ist sicher kein neues Phänomen, schon in den alten Filmen, wie der Feuerzangenbowle, tanzen die Schüler*innen den „alten Paukern“ auf der Nase herum und lassen keinen Streich aus, um diese zu ärgern. Trotzdem gab es eine allgemeine Wertschätzung gegenüber der Erfahrung und dem hohen Wissen einer älteren Lehrkraft, insbesondere bei der Schulleitung und bei den Eltern. Dies vermisse ich heute in meinen Beobachtungen. Müssen Lehrer*innen unbedingt technisch hochversiert und auf dem aktuellsten Stand bei den neuen Medien sein? Es gibt auch Unterrichtsmodelle, die den Einsatz von erfahrenen Lehrenden möglich machen und eine Bereicherung im Schulalltag darstellen. Aber auch Menschen, die in Industriebetrieben arbeiten, leiden häufiger unter Altersdiskriminierung. So erläutert die Forscherin Tanja Rabl von der Universität Bayreuth in ihrer Studie, dass die Älteren im Vergleich zu den Jüngeren anfälliger für den Stressfaktor Altersdiskriminierung sind: „Ältere Beschäftigte sind, das hat die bisherige Forschung gezeigt, verschiedenen Belastungen und Ressourcenverlusten ausgesetzt. Dazu gehört beispielsweise eine geringere körperliche Leistungsfähigkeit, gesundheitliche Risiken oder psychische Belastungen durch den Tod von nahen Angehörigen.“ Wenn Arbeitnehmer*innen wiederholt erfahren, dass sie am Arbeitsplatz wegen ihres Lebensalters an den Rand gedrängt und benachteiligt werden, lässt ihre emotionale Bindung an das Unternehmen nach. Die Verringerung der emotionalen Bindung an das Unternehmen würde den Älteren dabei helfen, die durch Diskriminierung verursachte psychische Belastung abzufedern. Wie können wir nun ganz gezielt der Altersdiskriminierung in den Betrieben, in den Schulen und auch in den Universitäten entgegen wirken? Bewusstmachung ist dabei der erste Schritt: wo findet Diskriminierung statt, wie sieht sie aus? Dann im Weiteren jeder Diskriminierung entschieden entgegenzutreten und sich davon zu distanzieren. Vorurteile sollten unverzüglich unterbunden werden.

Außerdem sollen Betriebe Seminare durchführen, in denen die Mitarbeiter*innen aktiv miteinbezogen werden und entsprechend ihrer Lebensphase und ihrer Fähigkeiten die Arbeitsbedingungen mitgestalten können.

Ein Entgegenwirken gegen die Diskriminierung sollte sicher zuerst aus menschlichen Aspekten hervorgehen, damit Arbeitnehmer*innen länger gesund im Arbeitsleben bleiben können und auch noch weiterhin Freude an der Arbeit haben. Nicht zuletzt gehört dazu eine akzeptierende Unternehmenskultur, geprägt von Fairness und Wertschätzung. Die demografische Entwicklung und das Fehlen von Fachkräften in bestimmten Bereichen macht die Bindung älterer Kolleginnen und Kollegen an die Firma noch wichtiger. Bereits zwischen 2017 und 2024 soll der Anteil 50- bis 64-Jährigen laut Statistischem Bundesamt ebenso hoch sein wie der Anteil der 30- bis 49-Jährigen. Die Gesellschaft kann sich nicht erlauben, auf diese Altersgruppe mit ihren Stärken und Fähigkeiten zu verzichten; natürlich genauso wenig wie auf die jüngeren Altersgruppen.

Renate Schächinger (58) ist von Beruf Krankenschwester und Dipl. Sozialarbeiterin. Schon seit vielen Jahren arbeitet sie in einer Selbsthilfekontakt- und Beratungsstelle. Dort erfährt sie oft von Diskriminierungen im Arbeitsleben, besonders auch aufgrund höheren Alters. Nach ihrer Wahrnehmung hat letztere in den vergangenen Jahren zugenommen: Bspw. werden langjährige Mitarbeiter*innen gemobbt oder einfach rücksichtslos aus dem Arbeitsverhältnis entlassen. Und dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um Arztpraxis, Krankenhaus, Handwerksbetrieb oder Schule handelt...

SALAT?

FATSHAMING ALS BESONDERE FORM DES LOOKISMUS

Heike Hoja

Hat sie das Memo nicht gekriegt? Doch, hat sie. Jeden verdammten Tag immer wieder aufs Neue. Die Welt dreht sich quasi darum, dass dicke Menschen weniger werden sollen. Über sie können Witze gemacht werden, sie können beleidigt werden, in Schubladen gesteckt, ihr Gesundheitszustand ist öffentliche Debatte. (Alex bei miss-temple.blogspot.de, 22.5.2015)

Wenn es um Diskriminierung geht, scheint sie irgendwo da draußen zu beginnen, irgendwo in unserer Umwelt. Reden wir von Diskriminierung, begegnen uns in Veröffentlichungen oft Rassismus, Sexismus oder Homophobie. Sind Formen davon miteinander verwoben, sprechen wir von multipler Diskriminierung, etwa von einer Mischung aus Sexismus, Rassismus und Homophobie, die lesbische Schwarze Frauen im Alltag erfahren (s.a. Intersektionalität). *Lookismus*, die Stereotypisierung und Andersbehandlung aufgrund von Aussehen, ist eine weitere Form. Sicher, möchte man meinen, hat es so etwas doch schon immer gegeben. Andererseits ist *Lookismus* auch zeitenspezifisch. Heute gehört dazu in westlichen kapitalistischen Ländern etwa die Abwertung von übergewichtigen Menschen, das *Fatshaming*.

Dick zu sein unterliegt einer klaren Definition? Sicher gibt es ihn, den Body Mass Index (BMI) über 25, ab dem ein Mensch als übergewichtig gilt. Ab einem BMI von 30 gilt er als fettleibig. Die Grenzwerte sind im *International Codes of Diseases* (ICD 10, 2015) festgelegt. Angeblich soll die Hälfte aller Deutschen übergewichtig sein, obwohl sie selbst meistens den Eindruck haben, neben ihren Mitmenschen in Bus und Bahn gut sitzen zu können.

Leider findet durch ein gewisses Körperbild heute eine Stereotypisierung bis hin zur Internalisierung eines idealisierten Bildes von sich selbst statt, das für die meisten Menschen weit entfernt jeder Realität ist. Heißt: *Fatshaming* findet nicht nur von außen als unerwünschte Kommentarmeldung Nichtdicker statt, sondern kommt als innere Stimme zum Vorschein. Das Memo, von dem oben die Rede war, ist einfach schon da und dient der persönlichen Selbstkasteiung: Nach der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) halten sich die Hälfte aller normalgewichtigen Mädchen unter 18 Jahren für zu dick (nach Robert Koch-Institut, 2007). Bei Jungen ist die Rate halb so hoch, aber auch hier steigt die Sorge vor dem Fett an. Leider ist das nicht bloß eine Äußerung: Jedes fünfte Kind unter 18 gilt als essgestört (Robert Koch-Institut, 2007). Mädchen sind bis heute doppelt so oft von Essstörungen betroffen wie Jungen. Aber auch Jungen sind betroffen. Bei ihnen zeigt es sich weniger in Verzicht auf hochkaloriges Essen oder durch Bulimie, sondern in exzessiven persönlichen Sportprogrammen etwa in Fitnessstudios (vgl. Anne von Winterfeld, 2012).

Alles Quatsch, die Studie um Germanys next Topmodel? Das Nacheifern eines bestimmten Körperbildes wird durch mediale Präsentationen vorangetrieben. Was als schön gilt, bestimmen dabei eben diese medialen Präsentationen. Schon 1978 wurde eine amerikanische Studie durchgeführt, in der Probanden die seinerzeit erfolgreiche Serie *Drei Engel für Charlie* gezeigt wurde. Erschreckenderweise wurde die Attraktivität der gezeigten Menschen plötzlich zu einem Maßstab der Probanden für die Menschen ihrer tatsächlichen Umgebung: Sie legten den Maßstab deutlich höher an, zusätzlich zu der bereits geltenden Prämisse, dass Frauen ohnehin schnell an ihrem Äußeren gemessen werden und selbstkritisch in Bezug auf ihr Äußeres sind (vgl. Andrea Hauner, Elke Reichart, 2004). Dementsprechend ernst zu nehmen sind Ergebnisse des Internationalen Zentralinstituts für die Jugend und das Bildungsfernsehen (IZI). Dabei wurden 241 vor allem magersüchtige Patient_innen in Bezug auf den Einfluss, den die Pro 7-Show *Germanys next Topmodel* auf ihre

Erkrankung hatte, untersucht. 85% von ihnen stimmten der Aussage zu, GNTM verstärkte Essstörungen. Ein Drittel erklärte gar, ohne die Sendung hätten sie ihre Essstörung nie bekommen. Nur Pro7 änderte nichts am Konzept, da die Sendeanstalt das Ideal in einer Gesellschaft Übergewichtiger für pädagogisch wertvoll hielt (vgl. Nina Weber für den SPIEGEL, 2015).

Dicke werden doch bei uns gar nicht diskriminiert? Leider wird mit Schlanksein eine Norm verbunden, die heute direkt als Schönsein übersetzt wird. Dicken Menschen wird allein durch ihren BMI *Attraktivität* abgesprochen und das bleibt nicht folgenlos. So sammelten Maurer und Schoen Studien, in denen unterschiedliche Bereiche genannt wurden, in denen, teilweise in Form von nach Jahren wiederholten Erhebungen, Diskriminierung durch *Lookismus* beschrieben wird: *Attraktive* Menschen haben es bei der Partnersuche leichter, haben Vorteile auf dem Arbeitsmarkt und verdienen mehr. Vor Gericht werden Straftaten von *attraktiven* Menschen milder geahndet. Und, für alle Akademiker_innen: *Attraktives* Lehrpersonal wird in der Lehrleistung von Studierenden positiver bewertet. Bei Frauen sind die Ergebnisse jedoch nicht ganz so klar, wenn sie sich auf politisch relevante Posten bewerben: *Attraktive* Frauen gelten als weiblich, Macht aber gilt als männlich und dementsprechend haben es *attraktive* Frauen bei Bewerbungen auf wichtige Posten doch schwerer, aber immer noch leichter als *unattraktive* (vgl. Marcus Maurer und Harald Schoen, 2010). Wer sich schon einmal auf eine Stelle als Lehrer_in bewerben und vielleicht verbeamtet werden wollte, hatte bis vor kurzem einen BMI von 30 zu unterschreiten. Andernfalls wurden Lehrkräfte wegen vermeintlicher vorzeitiger Mortalität nicht eingestellt. Solche Regelungen galten nicht nur für Grundschulen, sondern auch für Universitäten (GEW, 2014). Jene offensichtliche Diskriminierung wurde vor Kurzem gekippt und der maximale BMI auf 35 angehoben. Der Grund war, dass es Studien gibt, die belegen, dass vor allem Frauen mit leichtem Übergewicht laut Studien sogar länger leben als Normalgewichtige. Das Argument war damit hinfällig.

Tatsächlich wird seit langem nach dem Metabolischen Syndrom geforscht. Gemeint ist das vorzeitige Sterberisiko bei einer Kombination von Übergewicht, hohem Blutdruck, schlechten Blut- und Fettwerten, sogenannter Bauch-Adipositas und einer Gefahr auf Diabetes 2 hin. Fakt ist nur: Frauen bekommen Fettpolster nicht unbedingt nur am Bauch; man sollte wohl zwischen harmlosem Übergewicht und Fettleibigkeit unterscheiden und bei Weitem nicht jeder nach heutigen Maßstäben als dick angesehene Mensch bekommt irgendwann Diabetes (vgl. Matthias Blüher, 2015).

Dennoch kommt es immer wieder zu Diskriminierungserfahrungen aufgrund angeblich erhöhten Körpergewichts, etwa bei der Stellensuche. So wurde eine Darmstädterin nicht in einem Verein eingestellt, da sie aufgrund von Konfektionsgröße 42, im mittleren Lebensalter eine übliche Größe, angeblich zu dick wäre. Zu allem Übel bestätigte ein Gericht dem Arbeitgeber, die Frau deshalb nicht einstellen zu müssen (ein Bericht dazu siehe: zeit online, 2014).

Das hat der Kapitalismus erfunden? Ein weit verbreitetes Vorurteil ist, dass die Tendenz hin zu Schlankkeitsidealen kurzfristig nach dem 2. Weltkrieg auftauchte und sich dann in wenigen Jahrzehnten verschärfte. Fakt ist sicherlich, dass dort, wo Mangel herrscht, ein höheres Körpergewicht als lebenserhaltend gilt und damit als *attraktiver*. Dort, wo Wohlstand herrscht, kann eine Gesellschaft anfangen, mit Verzicht zu kokettieren, also in der Postmoderne des Westens. Das Ideal entstand jedoch bereits in der Aufklärung, wie Sabine Merta beschreibt. So herrschte im Barock noch das Lebensgefühl *You only live once*, das neben Macht und Fülle Genuss und damit andere Körperideale als heute lebte. Vertreter_innen der Aufklärung begannen sich schließlich im Sinne eines bürgerlichen Projekts dagegen auszusprechen: Im 19. Jahrhundert entstanden naturheilkundlich angelehnte Strömungen durch Rückzugsbewegungen, Wasserkuren oder Vegetarismus, die das Glück in veränderten Essgewohnheiten sahen. All dies blieb eine Bewegung Wohlhabender, während Arbeiterfamilien oftmals Not litten und nicht die Möglichkeit hatten, Kalorien zählen zu können.

Über die Verbindung von Tugend und Maß wurde so ein Prozess der Zivilisation fortgesetzt (vgl. Sabine Merta, 2008).

Was können Betroffene tun? Immer wieder fallen Dicke und vermeintlich Dicke auf den Gedanken herein, mit Diäten erfolgreich abnehmen zu wollen, auch wenn die Zahl der Veröffentlichungen zahlreich ist, in denen steht, warum das nicht funktioniert: Eine Diät ist für den Körper faktisch eine Hungersnot, nach der Fressattacken die logische Folge sind. Es hat sich gezeigt, dass Menschen aller Konfektionsgrößen sich dann am wohlsten fühlen, wenn sie so essen, wie ihnen instinktiv danach ist. Dass in vielen Kaufhäusern und Boutiquen immer noch Größe 42 als maximale Größe geführt wird, erleichtert nicht zwingend den Alltag, aber es gibt mittlerweile einige Marken mit eigenen Modells, die sich auf üppigere Menschen spezialisiert haben. In den USA gibt es seit vielen Jahren breite soziale Bewegungen, die sich für Dicke Menschen einsetzen; anders als hierzulande. Blogs und Linksammlungen im Netz erleichtern es auch Menschen mit höherem BMI, sich miteinander auszutauschen und etwas zu gewinnen, das die Aufrechterhaltung einer nach Idealkörpern strebende Gesellschaft nicht gerade erleichtert: Selbstvertrauen.

*Anm. der Redaktion: Das Wort attraktiv haben wir bewusst im Nachhinein in kursive Schrift gesetzt, da es sich nur um vermeintliche Attraktivität aus einer bestimmten Perspektive handelt. Denn wer oder was attraktiv ist, also was jemand anziehend findet (lat. attrahere: anziehen), entscheidet jede*r selbst.*

- • • **Heike Hoja** (40) ist Diplom-Sozialpädagogin und arbeitet in Hamburg in der beruflichen Integration von Jugendlichen mit Handicaps. Die Motivation zu ihrem Text „Salat“ nimmt sie aus der tagtäglichen Konfrontation mit dem Ideal des Schlankseins. Das Schubladendenken ist hier kräftig am Werkeln: Salat als kalorienarme Frauennahrung, denn Frau* muss ja auf ihre Linie achten. Das sagt jedenfalls ein Großteil der Gesellschaft. Aber haben Oberflächlichkeiten wirklich die Legitimation, so hervorgehoben zu werden und lenken sie nicht vielmehr von wirklich wichtigen Diskursen politischer, gesellschaftlicher und weltanschaulicher Art ab?

Echt fette Literatur

Alex (22.05.2015). *Ich fress`euren Dreck nicht. Ich kotz ihn euch vor die Füße.* miss temple blogspot.de

Matthias Blüher (2010). *Faktor aus Fettzellen verschlechtert die Herzfunktion. Warum Übergewicht der Auslöser für zahlreiche Folgeerkrankungen ist.* Newsletter 47. Aktuelle Ergebnisse der Gesundheitsforschung. bmbf. S. 7-8.

Horst Dilling & Harald Freyberger (Hrsg., 2015). ICD 10. Göttingen: hogrefe.

GEW Schleswig Holstein (15.04.2014). *BeamtInnen: Neue Urteile zur Einstellung bei gesundheitlichen Beeinträchtigungen.* <https://www.gew-sh.de/themen/rechtsschutz/beamtennen-neue-urteile-zur-einstellung-bei-gesundheitlichen-beeintraechtigungen>

Andrea Hauner & Elke Reichart (2004). *Bodytalk. Der riskante Kult um Körper und Schönheit.* München: dtv.

Marcus Maurer & Harald Schoen (2010). *Der mediale Attraktivitätsbonus. Zum Einfluss der Attraktivität von Wahlkreiskandidaten auf die Medienberichterstattung.* In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 62. S. 277-298.

Sabine Merta (2008). *Schlank! Ein Körperkult der Moderne.* Stuttgart: Franz Steiner-Verlag.

Robert Koch-Institut (2007). *Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Schleswig-Holstein.* Gesundheitsberichterstattung des Bundes.

Nina Weber (23.04.2015). *Germanys next topmodel. So schlank, so krank.* Spiegel online. <http://www.spiegel.de/gesundheit/psychologie/gntm-und-magersucht-krankmachende-logik-a-1030294.html>

Anne von Winterfeld (2012). *Bodytalk: Schönheit, Figur und Gewicht-wichtige Themen für Jugendliche.* In: 17. Kongress Armut und Gesundheit. Prävention wirkt. Berlin.

zeit online (12.06.2014). *Angeblich zu dick. Bewerberin scheidert mit Klage.* dpa. <http://www.zeit.de/karriere/bewerbung/2014-06/agg-klage-dicke-bewerberin>

ANTISEMITISMUS: DAS GERÜCHT ÜBER DIE JUDEN

Marcel Duda

Antisemitismus bezeichnet die moderne Form der Judenfeindschaft. Er beinhaltet als Sammelbegriff sowohl religiös begründete als auch rassistisch/kulturalistisch und/oder verschwörungstheoretisch begründete Diskriminierungen gegen Jüd*innen oder als Jüd*innen markierte Menschen.

Religiös begründeter Judenhass ist die erste Form der Judenfeindschaft. Er wird in Abgrenzung zu politischem Antisemitismus häufig als Antijudaismus bezeichnet. Antijudaismus entspringt vor allem christlich geprägten Ressentiments des (Vor-)Mittelalters. Obwohl religiöse Gründe für den Judenhass heute abseits extrem konservativer Religionsgemeinschaften selten eine Rolle spielen, beziehen sich viele heutige Stereotype - wie Hinterhältigkeit und Geldgierigkeit - auf religiöse Ressentiments. Beispielhaft ist hier der Vorwurf des „Zinswucher“, der aus dem christlichen Zinsverbot entsprang, dem die Juden nicht direkt unterlagen und somit gewerbsmäßig Geld verleihen durften. Auch das Klischee der mordlustigen Juden, das sich auf den „Christusmord“ bezieht, kann als Beispiel angeführt werden.

Moderner Antisemitismus bezieht sich seltener auf das Judentum als Religion, sondern vielmehr auf die „jüdische Kultur“ oder in der rassistischen Variante auf die „jüdische Rasse“. Im Gegensatz zu den meisten anderen Rassismen und Kulturalismen werden Jüd*innen von Antisemit*innen nicht nur als minderwertig, sondern gleichzeitig auch als überlegen angesehen. Dieses Attribut resultiert aus zugeschriebenen Merkmalen wie z.B. Hinterhältigkeit. Sie gelten als einflussreiche Gruppe in Wirtschaft (insbesondere im Bankwesen), Politik, Wissenschaft oder den Künsten, die sich gegen das „einfache Volk“ verschwören. Im Antisemitismus verarbeiten Menschen häufig

reale Missstände (etwa wirtschaftliche Unsicherheit), indem sie die Jüd*innen als vermeintlich Schuldige benennen.

Antisemitismus ist im Unterschied zu anderen Ressentiments nicht nur eine Abgrenzung von einer „Fremdgruppe“, sondern oft ein geschlossenes Weltbild, durch welches das gesamte Weltgeschehen interpretiert wird. Fast alle modernen Weltverschwörungstheorien beziehen sich auf die Rothschilds/Rockefellers, die FED (Zentralbank der USA), die „amerikanische Ostküste“ (als Symbol für die als jüdisch eingebildeten Banken) oder andere Symbole für die „jüdische Weltherrschaft“. Dabei wird Antisemitismus in diesen Gedankengebilden häufig nicht erkannt, da die Verschwörungstheoretiker*innen nicht direkt von „dem Juden“, sondern stellvertretend für alle Jüd*innen von den eben genannten Institutionen/Personen sprechen. Häufig gehen hier antiamerikanische und antisemitische Stereotype ineinander über und verstärken sich gegenseitig.

Eines der am häufigsten attackierten Symbole für jüdisches Leben ist der Staat Israel. Die Ablehnung dieses Staates wird als Antizionismus bezeichnet. Antizionist*innen sehen sich selbst meistens nicht als Antisemit*innen, übertragen antisemitische Stereotype jedoch oft eins zu eins auf den Staat Israel. Die Vorwürfe, der Staat Israel sei ein „Fremdkörper“ (in radikaleren Formulierungen gar ein „Krebsgeschwür“), ein „rachsüchtiger Kriegstreiber“ oder werde über jüdische Lobbys in den USA und jüdisch durchsetzte Medien vor Kritik geschützt, schließen direkt an nationalsozialistisches Vokabular an. Trotzdem bleibt antizionistischer Antisemitismus oft unwidersprochen oder wird gar als legitime Kritik an der Politik der israelischen Regierung verklärt. Wer feststellen möchte, ob eine Kritik an israelischer Politik antisemitisch begründet ist, kann den sog. „3D-Test“ verwenden. Dieser besagt, dass eine Kritik dann antisemitisch ist, wenn sie Israel dämonisiert, delegitimiert oder doppelte Standards an israelische Politik anlegt. Auch die verwendete Sprache kann ein guter Indikator für den antisemitischen Gehalt von Aussagen sein, insbesondere wenn sie Vokabular aus der Nazizeit verwendet und/oder Israel mit dem NS-Staat gleichsetzt.

Quellen

Monika Schwarz-Friesel, Jehuda Reinharz: *Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert.* Berlin, New York: de Gruyter, 2013

Samuel Salzborn: *Antisemitismus als negative Leitidee der Moderne. Sozialwissenschaftliche Theorien im Vergleich,* Frankfurt, New York: Campus 2010

- • • **Marcel Duda** ist politisch in der Grünen Jugend tätig. Er setzt sich seit einigen Jahren gegen Antisemitismus in linken Strukturen ein.

*Die wollen es doch auch,
sonst würden sie sich doch
nicht so anziehen!*

Es steht jedem Menschen frei, sich zu kleiden, wie sie oder er möchte. Persönliche Kleidervorlieben sagen nichts darüber aus, wie Menschen behandelt werden möchten. Für Gewalt oder Grenzüberschreitungen ist die Person verantwortlich, die sie begeht.

*Das generische Masku-
linum ist standardsprach-
lich. Es weiß doch jeder,
dass alle mitgemeint sind.*

Sprache beeinflusst unser Denken. Trotz einem „Mitmeinen“ werden Frauen in der Sprache ignoriert; werden sie hingegen explizit genannt, verändert dies auch die Wahrnehmung der Leser*innen und Hörer*innen. Es beeinflusst z.B., wie viele Frauen sich auf Stellenanzeigen bewerben oder für Ämter nominiert werden.

OBEN BLEIBEN. ÜBER KLASSISMUS UND KLASSENGESELLSCHAFT.

Kevin Kunze

80 Prozent der deutschen Spitzenmanager*innen stammen aus den oberen 3,5 Prozent der Bevölkerung. Über 70 Prozent der Kinder von Akademiker*innen gehen studieren, aber nur 24 Prozent der Arbeiterkinder. Tagein, tagaus vermitteln Frauentausch und co.: Wie diese Leute im Fernsehen möchte man selbst bitte nie sein. In jeder Debatte über Hartz IV und Rentenvorsorge finden sich Spitzen gegen Arme und Arbeitslose, sie selbst kommen fast nie zu Wort.

„Klassismus“ ist das gesellschaftliche Ordnungssystem, welches Menschen nach ihrer finanziellen und kulturellen „Klasse“ sortiert und hierarchisiert. Klassistische Zuschreibungen unterliegen dabei der sozialen Konstruktion von Unterscheidungsmerkmalen, die sich zum Beispiel im Verhalten, Aussehen, in der Sprache und im Handlungsrahmen der betroffenen Personen manifestieren. Klassismus wirkt in der direkten Interaktion zwischen Menschen, in medialen Darstellungen verschiedener Lebenswelten und der Auf- und Abwertung dieser, sowie in Institutionen und institutionellen Prozessen.

Die Kategorie „Klasse“ ist in der Betrachtung von sozialen Ausschlüssen ein Aspekt, dem oft wenig Gewicht eingeräumt wird. Der sozio-ökonomische Status und der soziale Hintergrund spielen dabei an vielen Orten eine wichtige Rolle und viele, häufig unbewusste Abgrenzungen und Ausschlüsse basieren darauf. „Klasse“ fasst dabei ein enormes Konglomerat verschiedener Faktoren zusammen: Einkommen, soziale Herkunft und Familie, Bildungsstand, Erziehung und Sozialisation sind nur ein Ausschnitt.

Eine enge Verknüpfung gibt es damit auch zu Fragen wie: In welcher Umgebung ist eine Person aufgewachsen, siebter Stock oder Einfamilienhaus? Welche Schule wurde besucht? Wie hat das

persönliche und familiäre Umfeld die eigenen Interessen unterstützt? Welches Verhalten und welche Interessen galten als erwünscht und unerwünscht? Wurde man schon in Kindheit und Jugend als Gesprächspartner*in auf Augenhöhe behandelt? Auf welchen Namen wurde man getauft? Wie viele Bücher befanden sich im Haushalt, in dem jemand aufgewachsen ist? Welche Bücher? Welche Medien wurden konsumiert? Wurde Zeitung gelesen? Was gab es nach der Schule zum Mittag- oder Abendessen? Wurde diskutiert und wenn ja, wie und worüber? Wie hat sich das familiäre Umfeld ausgedrückt? Wo hat die Familie Urlaube verbracht? Welchen Freizeitaktivitäten ging man nach? Welchen Job hatten die Eltern und deren Freund*innen und welche Möglichkeiten haben sich daraus ergeben?

All diese Fragen und unzählige weitere prägen den Lebenslauf eines Menschen mehr als man glauben möchte. Die Antworten sind ein Fenster in die verschiedenen Gesellschaftsklassen, die ohne Zweifel existieren. Zwar bilden sie sich nicht durch direkte und einfache Zuordnungen ab, denn die Arbeitswelt sieht deutlich anders aus als zu der Zeit, in der Bürgertum und Arbeiterschaft klar definiert waren. Aber uns allen sind vielleicht schon Unterschiede zwischen Menschen aufgefallen, die zum Beispiel auf die obigen Fragen zurückzuführen sind. Diese Unterschiede sind nicht bloß marginale Eigenheiten von Leuten, sondern Teil einer Systematik, die Menschen ausschließt. Sie bestimmen, wer Zugriff auf lukrative Jobs und repräsentative Posten hat – und wie schwierig der Aufstieg ist.

Es sind nicht die Gene

Kinder von Besserverdienenden haben gute Chancen, selbst einmal ein stattliches Einkommen zu erhalten; dieser Zusammenhang ist lange bekannt. Eine Studie aus Norwegen zeigt: das gilt auch für adoptierte Kinder. In der Studie wurden die Daten von über 2000 koreanischen Kindern, die von norwegischen Eltern adoptiert wurden, ausgewertet. Im Ergebnis bildet sich ein signifikanter Einfluss des familiären Umfeldes auf das spätere Vermögen ab.

Michael Hartmann, Soziologe und insbesondere Elitenforscher, hat die Lebensläufe von über 6000 promovierten Jurist*innen, Ingenieur*innen und Wirtschaftswissenschaftler*innen verglichen. Neben dem Ergebnis, dass schon die Promotion für die Personen aus seiner Stichprobe enorm sozial selektiv war, fand er heraus, dass diejenigen aus seiner Stichprobe, die später auf Spitzenpositionen landeten, sehr oft Kinder aus dem Großbürgertum oder dem gehobenen Bürgertum waren. Zum Bürgertum zählt er Grundbesitzer*innen, Unternehmer*innen ab einer bestimmten Größenordnung, leitende Angestellte, Offiziere und höhere Beamte. Das Großbürgertum macht die oberen 0,5 Prozent der Gesellschaft aus.

Seine Untersuchung zeigt auch, dass insbesondere die höheren Positionen in der Wirtschaft einer großen sozialen Selektion unterliegen. Dort stammen rund 80 Prozent aus dem Bürger- oder Großbürgertum. Von den untersuchten Bereichen ist die Politik am wenigsten klassenselektiv – etwa 50 Prozent der politischen Eliten haben einen solchen Hintergrund.

Die Klasse lässt sich nicht vom Kontoauszug ablesen

Die Zugehörigkeit zur sozialen Schicht hat nur bedingt etwas mit dem direkten Einkommen zu tun. Klassen sind nicht nur materiell zu verstehen, sondern auch kulturell und sozial. Das bedeutet: Ein Arzt findet sich in den Gesprächen auf einer Cocktailparty der Oberschicht nicht unbedingt besser zurecht, als ein arbeitsloser Theaterwissenschaftler. Denn um als dazugehörig wahrgenommen zu werden, muss man Kontakte vorweisen können, bestimmte Regeln des Auftretens beherrschen und einen Wissenskanon erfüllen. Dazu gehört zum Beispiel, sich ganz selbstverständlich über klassische Literatur unterhalten zu können (oder zumindest überzeugend genug den Anschein zu erwecken) und eine bestimmte Ausdrucksweise sowie Körpersprache.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu trennt daher bestimmte Klassenmerkmale in „Kapitalsorten“:

- ökonomisches Kapital, welches vorrangig mit Einkommen und Kontostand, aber auch verfügbarer (Arbeits-)Zeit zu tun hat,
- soziales Kapital, welches sich aus den sozialen Kontakten und dem daraus folgendem Zugang zu Ressourcen und Netzwerken ergibt,
- kulturelles Kapital, welches aus der Bildung und dem Wissen eines Menschen, hervorgeht. Dabei geht es sowohl um institutionelle Anerkennung durch bspw. Abschlüsse und Zertifikate, aber auch um in Schule, Ausbildung und Hochschule und darüber hinaus erlangte Bildung und schließlich auch um Zugang zu Bildung durch Bücher oder z.B. Computer und
- symbolisches Kapital, welches sich zum Teil aus den anderen Kapitalsorten ergibt. Hat jemand ausreichend symbolisches Kapital, sind bestimmte Nachweise der einzelnen Kapitalsorten gar nicht mehr erforderlich: der Name oder ein Titel reichen oft, um anerkannt zu werden sowie Chancen und Vertrauen zu erhalten, statt eines anderen Beweises. Dadurch führt Kapital zu mehr Kapital – soziale Zugänge werden vereinfacht, ebenso wie der Zugriff auf finanzielle Mittel durch Kredite oder Geschäfte.

Bourdieu versteht in seiner Theorie auch den Geschmack als Indikator der Klassenzugehörigkeit und damit als zentrales Unterscheidungsmerkmal. In einer Untersuchung hat er Personen aus vielen Berufsgruppen und mit unterschiedlichen Qualifikationen aus verschiedenen Musikstücken ihren Favoriten auswählen lassen. Diese Musikstücke waren u.a. durch ihre Komplexität und Zugänglichkeit in drei Geschmacksebenen eingeteilt: den legitimen Geschmack der (kulturellen) Oberschicht, den mittleren Geschmack und den populären Geschmack.

Es hat sich dabei gezeigt, dass Lehrer*innen, Künstler*innen und Hochschuldozent*innen am ehesten ein Werk des „legitimen Geschmacks“ nannten, Führungskräfte aus dem privaten Sektor und Techniker*innen das Werk des mittleren Geschmacks und Arbeiter*innen, untere Angestellte, Handwerker*innen und Dienstpersonal das Werk des populären Geschmacks. Hier zeigt

sich: der Geschmack klassifiziert die Menschen. Und auch wenn sich die Bewertung von verschiedenen Werken stetig ändern kann – Vivaldis „Vier Jahreszeiten“ wären heute wohl eher als zu Bourdieus Untersuchung Teil des populären Geschmacks, allein durch die häufige mediale Nutzung – lässt sich annehmen, dass der kulturelle Geschmack ein wichtiges Mittel zur Einordnung des Gegenübers ist. Und: dieser Geschmack ist erlernt und zwar hauptsächlich außerhalb der Schule, also im Elternhaus, bei Verwandten und Bekannten, auch wenn die konkreten Momente des Erlernens nicht mehr erinnert werden und der eigene Geschmack deshalb als völlig individuell, selbstbestimmt und natürlich [siehe ‚Naturalisierung‘] erscheint.

Der Stallgeruch entscheidet

Über 90 Prozent der Eliten haben einen Hochschulabschluss – die Uni ist ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg zur Spitzenposition. Die fortschreitende Öffnung der Hochschulen der letzten Jahrzehnte bis heute hat zwar diesen Bereich der Bildung für viele Teile der Gesellschaft zugänglicher gemacht als früher, in den lukrativen Spitzenpositionen bleibt aber alles beim Alten. Die meisten Forscher*innen kommen hier zu der naheliegenden Annahme, dass es dort nicht nur um Leistung und Qualifikation geht.

Trotzdem halten nur etwa 43 Prozent der Inhaber*innen der 1000 wichtigsten Elitepositionen die sozialen Unterschiede in der Gesellschaft für ungerecht. In repräsentativen Befragungen der gesamten Bevölkerung stufen aber ca. drei Viertel diese Verhältnisse als ungerecht ein, das ist also ein deutlich anderes Bild. Schlüsselt man die Elitenbefragung nach Herkunft auf, wird es noch interessanter. Bei den Eliteangehörigen, die selbst schon aus dem Großbürgertum kommen, gibt es eine klare Mehrheit: über 50 Prozent halten die sozialen Unterschiede für gerecht, nur gut 25 Prozent nicht. Die Eliten mit Herkunft aus dem Arbeiter*innenmilieu schätzen die Unterschiede mit über 60 Prozent als ungerecht ein, sie sind innerhalb der Elitepositionen aber nur eine Minderheit.

Doch wie schreiben sich diese Unterschiede fort? Welche Effekte begünstigen die Auswahl von Personen mit entsprechender sozialer Herkunft für die wichtigen Positionen? Eine mögliche Antwort liefert auch hier Pierre Bourdieus Klassentheorie. Neben den Kapitalsorten ist ein bestimmendes Konzept dieser Theorie der „Habitus“.

Ähnlich dem umgangssprachlichen Gebrauch des Wortes sieht Bourdieu im Habitus die Verhaltensweisen einer Person. Sie sind alle bedingt durch die Sozialisation und Erziehung von der Geburt an. Es geht aber nicht nur um das bloße nach außen sichtbare Verhalten, sondern auch um die Handlungsmöglichkeiten, die jemand in Erwägung ziehen kann, um mit Situationen umzugehen. Der Habitus vereint also unausgesprochene und größtenteils unbewusste Haltungen gegenüber dem Umfeld, aus denen sich der wahrgenommene Möglichkeitsraum eigenen Handelns ergibt – Was traue ich mir zu? Wie gehe ich mit schwierigen Situationen um? Wen kann ich um Rat fragen? Entsprechend sind auch die Strategien, wie mit Problemen umgegangen wird, unterschiedlich. Der Habitus ist durch die Klassenzugehörigkeit und alle damit verbundenen Merkmale geprägt. Auf der Ebene des Habitus ist die Kategorie „Klasse“ aber auch mit anderen sozialen Kategorien verschränkt – er ist auch durch Kategorisierungen wie Rasse oder Geschlecht beeinflusst [siehe ‚Intersektionalität‘].

Das soziale Milieu mit allen seinen Faktoren – Erziehung, Bildung, persönlicher Umgang, Zugang zu Kultur usw. bestimmt also unsere Handlungsoptionen in gewisser Weise. Der Habitus besitzt außerdem eine Beständigkeit gegenüber Veränderungen im Leben - eine Person, die im Reichtum aufgewachsen ist, aber keine finanziellen Mittel mehr zur Verfügung hat, verhält sich trotzdem eher wie ein reicher Mensch, als eine Person aus ärmeren Verhältnissen in der gleichen Lage. Diese Verhaltensweisen und Handlungsoptionen sind zwar erlernt, werden aber so sehr als Normalität angenommen, dass sie quasi ins Körperliche übergehen, der Zeitpunkt oder Prozess des Erlernens ist nicht mehr bewusst in der Erinnerung. Bourdieu nennt das „Inkorporation“.

Der Habitus hat auf verschiedene Arten Einfluss auf den Zugang zu gesellschaftlichen Aufgaben oder Berufen. Einerseits gibt es schon eine Sortierung dadurch, dass der Habitus bestimmt, welche Tätigkeiten sich jemand überhaupt zutraut und sich daher für Positionen bewirbt bzw. darauf hinarbeitet. Andererseits ist er ein wichtiger Faktor in der Auswahl von Personal, besonders in wenig standardisierten Besetzungsverfahren, wie es bei hohen Führungspositionen meist der Fall ist. Ausgewählt werden dann eher die Personen, die von der bestehenden Führungsriege als „eine*r von uns“ wahrgenommen werden. Das kann auch unbewusst geschehen und nur ein Bauchgefühl sein. Haben Bewerber*innen aber erst einmal direkten Kontakt zu den Personen, die Personalentscheidungen treffen, bestimmt der „Stallgeruch“ mit. Vage und schwer messbare Merkmale wie Ausdrucksweise, kulturelle Bildung und die Einhaltung von bestimmten Verhaltensweisen wiegen dann schwerer als Erfahrung und Qualifikation. Das kann dann die Personalentscheidung direkt beeinflussen, aber zunächst auch die Dauer des Bewerbungsgesprächs, den Gesprächsverlauf durch spontane Nachfragen und weitere Faktoren, die tendenziell nicht direkt auffallen.

Zwar sind Teile des Habitus der gehobenen Schicht erlernbar, wenn man nicht in diese hineingeboren wurde – Tischmanieren oder Weingeschmack beispielsweise. Doch bei anderen Bereichen ist es schwieriger. Der Umgang mit Kultur und Allgemeinbildung wird vielleicht immer etwas Anstrengung zur Anpassung an die Gepflogenheiten erfordern und nicht einfach selbstverständlich sein, denn den Vorsprung der anderen aufzuholen ist selten möglich. Ein Mensch kann zwar Schwimmen lernen, er wird aber nie zum Fisch. Analog dazu verhält es sich mit den Unterschieden im Habitus.

Niemand wird dumm geboren

Es ist kein Geheimnis, dass das deutsche Bildungssystem die bestehenden Unterschiede in der Gesellschaft in seiner aktuellen Form nicht ausgleichen kann. Die OECD hat dies in ihrer regelmäßigen Betrachtung verschiedener Bildungssysteme bemängelt: In

Deutschland sind die Aufstiegschancen zu gering, die Bildungsmobilität ist unterdurchschnittlich.

Die Ungleichheiten schreiben sich im Bildungssystem fort und werden immer wieder reproduziert. Es fängt damit an, dass Familien aus den höheren Schichten eher Nachhilfe in Anspruch nehmen, oder dies überhaupt bezahlen können. Auch können die Eltern oft besser mit dem Schulstoff helfen, entweder, weil sie überhaupt erst die Zeit dafür aufbringen können, oder, weil sie den Inhalt besser zu vermitteln wissen. Akademikerkinder haben also schon einen Startvorteil, der sich auch in tendenziell besseren Noten zeigt. Zwischen dem Schulerfolg von Kindern und der Anzahl der Bücher im elterlichen Haushalt wurden wiederholt Zusammenhänge nachgewiesen. Und auch wenn in Deutschland sehr wenige Menschen tatsächlich zu arm sind, um Bücher anschaffen zu können, sind Lesen, Vorlesen und Bücher besitzen vielfach nicht Teil des Habitus von Familien in prekären Lebens- und Arbeitssituationen.

Es geht weiter: Dass Kinder aus der Unterschicht von Lehrer*innen schlechter beurteilt werden, zeigt nicht nur das bekannt gewordene Zitat „Kevin ist kein Name, sondern eine Diagnose.“, aus einer Studie zu Vorurteilen gegenüber Vornamen von Schulkindern. Etliche Studien aus verschiedenen Bundesländern haben immer wieder gezeigt, dass Kinder aus (groß-)bürgerlichen Haushalten weniger für eine Gymnasialempfehlung leisten müssen, als Kinder aus der Arbeiter*innenschicht. Gleiche Noten, ungleiche Behandlung. Dazu kommt, dass Arbeiterkinder mit Gymnasialempfehlung seltener auch aufs Gymnasium geschickt werden, als Kinder von Akademiker*innen. So ist es nicht verwunderlich, dass nur 29 Prozent der Kinder, deren Eltern kein Abitur haben, ein Gymnasium besuchen.

An den Hochschulen schließlich landen 24 Prozent der Arbeiterkinder. Der Zugang bis dahin wurde vielleicht schon durch Auswahlgespräche erschwert, die dazu neigen, Personen mit akademischem Habitus zu bevorzugen. Vielleicht haben ihre Mitbewerber*innen auch noch einen Bonus für den Uni-Zugang bekommen, weil sie schon in ihrer Schulzeit ehrenamtlich aktiv waren, oder für einige Zeit im Ausland

zur Schule gingen. Solche Aktivitäten sind oft nur mit entsprechendem finanziellen Hintergrund möglich – oder erscheinen nur mit einem kulturellen Hintergrund im Bürgertum auch als sinnvoll und produktiv. Hochschulen neigen dazu, ihre Zulassungsverfahren diverser zu gestalten und nicht mehr nur auf Noten zu achten. Doch ist die Anpassung an das Schulsystem und die Anstrengung um gute Noten für Arbeiterkinder oft der einzige Weg an die Universitäten. Werden nun aber auch andere Faktoren gewertet, in denen ein akademischer Hintergrund sich tendenziell günstiger auswirken könnte, kann das weitere Hürden aufbauen.

Die Hochschule ist für Kinder aus der Arbeiterschicht eine ganz andere Welt als für Kinder aus bürgerlichen Haushalten, besonders für die ersten Familienmitglieder, die ein Studium beginnen. An vielen Studiengängen lässt sich nicht direkt ablesen, welchen Beruf man später hat, was häufig zu Diskussionen darüber führt, ob eine Ausbildung nicht doch sinnvoller als ein Studium wäre. Medizin oder Maschinenbau sind noch einigermaßen eindeutig, Kommunikationswissenschaft oder Kunstgeschichte hinterlassen eher Fragezeichen. So ist es sehr nachvollziehbar, dass die Wahl von Arbeiterkindern oft auf bodenständig erscheinende Fächer fällt, das zeigt sich dann auch in der Zusammensetzung der Student*innen im jeweiligen Fach. Landet man doch in einem Fach der Geisteswissenschaften, fühlt man sich sicherlich häufig fremd und fehl am Platze. Das Vorwissen vieler Kommiliton*innen, genau wie deren selbstverständlicher Umgang damit, kann einschüchtern und die wenigsten Arbeiterkinder können sich für das Platon-Seminar die Studienausgaben ihrer Eltern, inklusive Randnotizen, aus dem Bücherregal ausleihen. In Diskussionen im Seminar oder am Mensatisch hat man vielleicht das Gefühl, inhaltlich und sprachlich nicht mithalten zu können. Wenn Referate oder Hausarbeiten anstehen, kann keine damit vertraute Person aus der Familie mit Rat zur Seite stehen und überprüfen, ob man denn den nötigen wissenschaftlichen Duktus getroffen und alles sauber zitiert hat.

Auf der finanziellen Seite sind die Probleme noch deutlicher. Die Mieten in den Hochschulstädten sind hoch, subventionierte Wohnheimplätze knapp. Das BAföG ist längst nicht mehr bedarfsgerecht, die Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks zeigt das regelmäßig – und es erhalten sowieso nur 18 Prozent der Student*innen überhaupt BAföG. Die Eltern können häufig keine oder nur wenig finanzielle Unterstützung leisten, Auslandsaufenthalte kommen so schon gar nicht in Frage und werden oft nicht einmal als realistische Möglichkeit gesehen, selbst wenn die Finanzierung gesichert wäre. Der Ausweg aus der Geldknappheit sind Nebenjobs; die führen allerdings nicht selten dazu, dass sich das Studium verlängert. An schlecht bezahlte, freiwillige Praktika zur eigenen Weiterbildung ist kaum zu denken. Überschreitet man die Regelstudienzeit, erlischt aber der Anspruch auf BAföG, weitere Schulden durch einen Studienkredit sorgen für größere Unsicherheit, Stipendien der großen Förderwerke erhalten vor allem Akademikerkinder. Und bei den Eltern ist für eine Verlängerung der Studienzeit vielleicht auch kein Verständnis aufzubringen, schließlich sind für den Bachelor doch drei Jahre angesetzt – genau wie bei einer Ausbildung. Warum sollte das Studium also doch länger dauern?

Diese Hürden sind zwar nicht bei allen Personen ohne akademischen Hintergrund gleich ausgeprägt. Es können keine Vorhersagen darüber gemacht werden, wem welche konkreten Probleme begegnen werden. Doch die allgemeine Tendenz ist eindeutig und alle Beispiele sind Teil der Systematik, welche viele Menschen den Zugang zu bestimmten Positionen und Möglichkeiten verwehrt. Natürlich können nicht für alle Menschen Führungspositionen geschaffen werden und es muss auch nicht jede*r einen Hochschulabschluss haben. Aber alle Menschen sollten die gleiche Chance haben, wenn es um Auswahl und Zugang zu diesen Bereichen geht. Wie können wir also diese Benachteiligungen abbauen? Und wessen Aufgabe ist das?

Reiche Eltern für alle? Auswege und Gegenstrategien

Die etlichen Hürden und Ausgrenzungen werden nicht von heute auf morgen verschwinden. Dazu braucht es tiefgreifende ökonomische

und gesellschaftliche Veränderungen. Trotzdem, oder eher gerade deshalb, sollten wir uns Gedanken darüber machen, wie wir im Kleinen und Größeren, dafür sorgen können, dass Klassismus und Klassengesellschaft entgegengewirkt wird und die Benachteiligungen, soweit es aktuell möglich ist, abgebaut werden. Dabei ist es elementar, Betroffene zu stärken und einzubinden sowie alle anderen für diese Probleme zu sensibilisieren.

Eine Benachteiligung aufgrund der sozialen Herkunft, also klassistische Diskriminierung, ist in keinem Gesetz in Deutschland erwähnt. Weder im Grundgesetz, noch im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz findet sich eine juristische Grundlage für Betroffene, dagegen vorzugehen. In der EU-Grundrechtecharta findet sich zwar ein Verbot der Diskriminierung wegen der sozialen Herkunft, darauf kann sich allerdings in den allerseltensten Fällen berufen werden. Nicht nur dieser Zustand zeigt, dass es wenig Bewusstsein für Klassismus in der öffentlichen Debatte gibt. Man stelle sich nur den Aufschrei vor, würden die Nachmittagsprogramme vieler Privatfernsehsender aus einer, gerne spöttisch aus dem Off kommentierten, Aneinanderreihung von Klischees, Vorurteilen und ganz offenen Verunglimpfungen von Rollstuhlfahrer*innen bestehen. Von einer fairen Abbildung verschiedener Lebenssituationen sind die meisten Medien sowieso eher weit entfernt. In Bezug auf die soziale Herkunft vielleicht am weitesten – obwohl sie unseren Blick auf verschiedene Lebenswelten stark prägen und eine wichtige Rolle für den Abbau von Vorurteilen und Ausgrenzung spielen können.

Eine ebenfalls wichtige Rolle spielt, wie schon ausgeführt, das Bildungssystem. Die Ergebnisse der Bildungsforschung zeigen, dass Änderungen dringend nötig sind. Die Bildungspolitik müsste eigentlich so schnell wie möglich den Forschungsstand einholen. Die Förderung von Heterogenität und die Vermeidung von Stereotypisierungen, Vorurteilen und Diskriminierung sollten zentral in der Lehrer*innenausbildung, der Fortbildung von Lehrer*innen und auch in der Struktur von Schule und Unterricht sein. Befragungen von Lehrer*innen zeigen aktuell nämlich eher, dass Vorurteile häufig

als unproblematisch wahrgenommen werden, wenn sie überhaupt als Vorurteil anerkannt werden. Das gilt für viele soziale Kategorien und ist längst nicht auf Klassismus beschränkt. Im Lehramtsstudium, das natürlich eine gute Balance zwischen Fachunterricht, Bildungsforschung und Pädagogik aufweisen muss, kann die Frage nach sozialen Kategorien zwar vorkommen, aber eine gute Abdeckung des Themas zur Prävention von Ungleichbehandlung und zum Ausgleich von unterschiedlichen Startbedingungen müsste deutlich anders aussehen.

Außerdem müssen soziale Kategorien, Vorurteile und Diskriminierung im Unterricht thematisiert werden, um Sensibilität zu schaffen und es muss bei der Zusammenstellung von Schulklassen immer auf eine soziale Durchmischung geachtet werden. Denn vor allem der Kontakt mit den vermeintlich Anderen kann Ausgrenzung vorbeugen. Einerseits müssen also die strukturellen Benachteiligungen in der Bildungslaufbahn abgebaut werden, andererseits muss das Bildungssystem einen positiven Umgang mit Unterschiedlichkeit fördern.

Nach der Schule setzen sich die Ausschlüsse aktuell aber nur fort. Die Zugangsmöglichkeiten zur Hochschulbildung müssen besser kommuniziert werden, außerdem braucht es flächendeckend Beratungsangebote für Studieninteressierte ohne akademischen Hintergrund. Durch direkte Ansprache können Befürchtungen ausgeräumt und Möglichkeiten aufgezeigt werden. Die Zulassungsverfahren der Hochschulen sollten außerdem so ausgelegt sein, dass Menschen ohne akademisches Elternhaus eher gefördert als gehindert werden, insofern sollten auch Erfahrungen aus Berufsausbildungen begünstigt werden, statt nur auf gute Abiturnoten oder außercurriculare Tätigkeiten zu setzen, die oft nur mit soliden Finanzen zugänglich sind, oder vor allem Personen mit bildungsbürgerlichem Habitus ansprechen. Die Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerkes zeigten wiederholt, dass das BAföG aktuell seinen Zweck etwas verfehlt. Die Wohnungspauschale ist zu niedrig für die Mieten in Hochschulstädten, die Lebenshaltungskosten

sind insgesamt deutlich höher, als vom BAföG vorgesehen, BAföG-Schulden schrecken ab und die Quote der Geförderten sinkt beständig – das ist keine besonders attraktive Aussicht für Menschen mit sowieso schon prekärem finanziellen Hintergrund. Der Handlungsbedarf wird von vielen Verbänden und Parteien erkannt. Die Vorschläge sind allerdings sehr variabel: elternunabhängiges BAföG, vielleicht sogar als Vollzuschuss ohne Schulden, eine Erhöhung der Sätze, eine Staffelung nach Lebenshaltungskosten in der Region, ein geringer Vollzuschuss mit ergänzenden Kreditangeboten, eine Anpassung der Einkommensgrenzen, oder ein bedingungsloses Grundeinkommen. Aber nicht alle Reformvorschläge würden die beschriebenen Probleme lösen, einige könnten sie verschärfen.

Die Fähigkeit zum wissenschaftlichen Schreiben ist genau so wenig angeboren, wie ein besonders großer Fremdwortschatz. Auch hier gibt es verschiedene Startpositionen in das Hochschulleben und die Wissenschaft, die mitgedacht werden müssen. Unterstützungsangebote wie Schreibkurse und Schreibberatung sowie Einführungen ins wissenschaftliche Arbeiten sollten der Mindeststandard an allen Hochschulen sein. Der sprachliche Duktus sollte außerdem nicht relevant für Benotungen sein – genau wie die Namen der Student*innen. Verbindliche Regeln für die Pseudonymisierung von Klausuren und Hausarbeiten können helfen, genau wie ein sicherer Anspruch auf eine Zweitkorrektur. Sensibilität für soziale Ausschlüsse ist natürlich auch für Hochschuldozent*innen elementar, doch leider spielen Faktoren außerhalb der bloßen Fachkompetenz kaum eine Rolle bei der Berufung von Professor*innen und es gibt aktuell keine Möglichkeit, verpflichtende Fortbildungen einzuführen. Die freiwilligen Angebote nehmen oft nur diejenigen wahr, die sowieso schon vertraut mit dem Themenbereich sind. Überhaupt sind die wissenschaftlichen Standards kritisch zu untersuchen, da die aktuelle Praxis auch jede Menge Ausschlüsse jenseits des Schreibstils produzieren kann. Damit das aber auf lange Sicht passieren kann, müssen Klasse und Klassismus auch im Studium vorkommen. Jedes Fach hätte das Potenzial, diese Themen in die Lehre einzubauen. Natürlich ist die Klassengesellschaft

kein Thema für eine Vorlesung in theoretischer Physik. Aber wenn es auf die Metaebene geht und über Berufsbilder, oder auch nur die Zusammensetzung der Gruppe im Hörsaal geredet wird, sollten Zugänge und Ausschlüsse systematisch besprochen werden.

Auch die Kultur innerhalb der Studiengänge und Seminare ist veränderbar. Würden Lehrende häufiger auch das Redeverhalten im Seminar thematisieren, dazu auffordern, Fremdworte immer zu erklären, in Diskussionsbeiträgen kein Vorwissen zu verlangen und nicht immer den Student*innen das Wort erteilen, die am schnellsten aufzeigen, kann die Diskussionsatmosphäre enorm davon profitieren. Diskutiert man in einem oder mehreren Seminaren auf diese Art, hat das sicherlich auch Einfluss auf das Redeverhalten am Mensatisch.

Doch ohne eine Selbstorganisation von Betroffenen wurden noch nie Ausgrenzungen aufgehoben. Initiativen wie Arbeiterkind.de bemühen sich darum, Menschen ohne akademischen Hintergrund in der Hochschule zu helfen, insgesamt thematisiert Arbeiterkind.de die gesellschaftlichen Zustände, die solche Angebote überhaupt nötig machen, jedoch kaum. Einen anderen Entwurf gibt es zum Beispiel an der Universität Münster. In der Struktur des autonomen „fikuS“-Referates organisieren sich „finanziell und kulturell benachteiligte Studierende“. Sie wählen auf Vollversammlungen der Betroffenen an der Universität regelmäßig Referent*innen, die dann auch Stimmrecht in der Student*innenvertretung haben. Das Referat bietet eigenständig Veranstaltungen und Beratung an, positioniert sich inhaltlich und diskutiert mit der Universität und anderen Akteur*innen über die Studienbedingungen für Menschen ohne akademischen Hintergrund. Zuletzt: Niemand trägt individuell Schuld an institutionellen Benachteiligungen oder gesellschaftlichen Phänomenen. Es setzt sich auch ziemlich sicher keine Gruppe von Mächtigen zusammen und bespricht, wie die Unterschicht am besten von gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Schlüsselpositionen ferngehalten werden kann. Die Auswahlmechanismen haben sich aber historisch offenbar als unproblematisch genug erwiesen, um sie größtenteils zu erhalten. Lange erlerntes Denken und Handeln von beinahe allen

Personen in dieser Systematik verstärkt diese Ausschlüsse dann bzw. ermöglicht überhaupt erst ihre Ausführung.

Auf beiden Seiten wird, hauptsächlich unbewusst, die Konstruktion von „Wir“ und „die anderen“ aufrechterhalten – und die aktuelle Struktur von Wirtschaft und Gesellschaft begünstigt das. Am einen Ende erscheinen „die da oben“ in Spitzenpositionen als abgehoben und Akademiker*innen als realitätsfremde Laberköpfe, am anderen Ende glaubt man an das Eigenverschulden der Abgehängten und amüsiert sich köstlich darüber, wenn hippe TV-Moderatoren aus dem Spießbürgertum, ganz unbeschwert und natürlich überhaupt nicht böse gemeint, sofort in eine Sprache verfallen, die sie der Unterschicht zuordnen, wenn sie eine Position delegitimieren wollen - und das, obwohl sie vorher vielleicht noch RTL dafür gescholten haben, Teilnehmer*innen von „Schwiegertochter gesucht“ an der Nase herumzuführen und verfälscht darzustellen.

Klassismus wird definitiv zu wenig kritisch reflektiert, doch nur wenn diese Reflektion auf allen Ebenen stattfindet, lassen sich Maßnahmen entwickeln, um die aktuellen Benachteiligungen abzubauen. Strukturelle Veränderungen in Institutionen, inhaltliche Berücksichtigung in Medien und Gesetzen und individuelle Sensibilisierung müssen ineinandergreifen, um die erwähnten Probleme und viele weitere damit verknüpfte anzugehen. Ein individueller Anfang wäre, sich im Alltag öfter zu fragen, welche Erfahrungen mit Klassismus man selbst schon gemacht hat (und worauf diese zurückzuführen sind), ob in einer aktuellen Situation gerade Klassismus hervortritt und es dann nicht als unhinterfragte Normalität stehen zu lassen.

- • • **Kevin Kunze** (26) hat sich nach seinem Bachelor in Wirtschaftspsychologie an der Universität Lüneburg dafür entschieden, einen Master in Kulturwissenschaften, ebenfalls in Lüneburg, zu machen. Seine Motivation zum Text beschreibt er selber so: „Mein Name sagt fast schon, dass ich aus Betroffenenperspektive schreibe.“ Er beschäftigt sich aber nicht nur mit Klassismus, sondern widmet sich auch Auseinandersetzungen zu Geschlechterverhältnissen, Diskussionen in Hochschul- und Wissenschaftspolitik sowie der Analyse von Bildungseinrichtungen als Disziplinarinstitutionen.

Quellen und weiterführende Literatur

Bundeszentrale für politische Bildung (2015): *Oben – Mitte – Unten. Zur Vermessung der Gesellschaft.*

Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.*

Bourdieu, Pierre (2001): *Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Klassen und Erziehung.*

Deutsches Studentenwerk (2017): *21. Sozialerhebung. Zusammenfassungen und Hauptbericht.* Online verfügbar unter: <http://www.sozialerhebung.de>

Fagereng, A., Mogstad, M., Rønning, M (2015): *Why do wealthy parents have wealthy children?*. In: Discussion Papers No. 813. Statistics Norway. Online verfügbar unter: https://www.ssb.no/en/forskning/discussion-papers/_attachment/233189?_ts=14e43a7df40

fikuS – Referat für finanziell und kulturell benachteiligte Studierende. Uni Münster. Website: <http://www.fikus-muenster.de>

Hartmann, Michael (2002): *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft.*

Kemper, A., Weinbach, H. (2009): *Klassismus. Eine Einführung.*

Kemper, A. (2016): *Klassismus. Eine Bestandsaufnahme.* Online verfügbar unter: <http://library.fes.de/pdf-files/bueros/erfurt/12716.pdf>

OECD (2016): *Bildung auf einen Blick 2016. OECD-Indikatoren.*

Schulze A., Unger R., Hradil S. (2008): *Bildungschancen und Lernbedingungen an Wiesbadener Grundschulen am Übergang zur Sekundarstufe I. Projekt- und Ergebnisbericht zur Vollerhebung der GrundschülerInnen der 4. Klasse im Schuljahr 2006/07.* Herausgegeben von: Projektgruppe Sozialbericht zur Bildungsbeteiligung, Amt für Soziale Arbeit, Abteilung Grundsatz und Planung, Landeshauptstadt Wiesbaden. Online verfügbar unter: https://www.uni-mainz.de/presse/downloads/02_soziologie_uebergangsstudie_wiesbaden.pdf

Stifterverband für die deutsche Wissenschaft (2016): *Hochschul-Bildungs-Report 2020. Hochschulbildung für die Arbeitswelt 4.0. Jahresbericht 2016.* Online verfügbar unter: <http://hochschulbildungsreport2020.de>

SCHLAGLICHTER DES ANTIZIGANISMUS EIN PANORAMA ZUR GESCHICHTE UND GEGENWART DES ANTIZIGANISMUS

Tobias Neuburger

Die Geschichte der Sinti*ze und Rom*nija sollte nicht auf die Geschichte von Ablehnung und Verfolgung reduziert werden. Dennoch zeugen bereits die ersten urkundlichen Erwähnungen in Mittel- und Westeuropa von einer jahrhundertealten Tradition der Ausgrenzung und Vertreibung. Der Antiziganismus, die projektive Feindschaft gegen Sinti*ze, Rom*nija und andere als „Zigeuner*innen“ stigmatisierte Gruppen, hat heute noch Hochkonjunktur. Es gibt kein Land, in dem Sinti*ze und Rom*nija nicht Gegenstand von subtiler Diskriminierung und offener Anfeindung wären. Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen, wird in den folgenden Ausführungen – entlang zentraler historischer Wegmarken – ein Panorama von Geschichte und Gegenwart des Antiziganismus entworfen.

Frühgeschichte des Antiziganismus

Als frühester Beleg für die Anwesenheit der Sinti*ze in den deutschen Ländern gilt heute eine Weinamtsrechnung der Stadt Hildesheim aus dem Jahr 1407. Aus der Frühgeschichte der Sinti*ze im Heiligen Römischen Reich sind Schutzbriefe überliefert, die ihnen eine eigene Rechtsprechung wie auch obrigkeitlichen Schutz zusicherten.¹ Das 15. Jahrhundert wurde daher häufig als das „goldene Zeitalter“ der Sinti*ze in Mittel- und Westeuropa bezeichnet. Doch bereits aus dem 15. Jahrhundert sind Stadtverweise und Vertreibungen überliefert, die dies fraglich erscheinen lassen.

Schenken wir den urkundlichen Erwähnungen und Chroniken des 15. Jahrhunderts Glauben, so sind die Sinti*ze als Christen in das Heilige Römische Reich eingewandert und wurden zunächst als solche – wenn auch als schlechte oder böse – anerkannt. Als Erklärung für ihre

damals im Dunkeln liegende Herkunft fand eine Unzahl an religiösen Erklärungsmustern Verbreitung. So kursierte insbesondere eine Konversionsgeschichte, die behauptete, dass die Sinti*ze zunächst zum Christentum konvertierte Sarazen*innen (das heißt Muslim*innen) seien und schließlich wiederum – unter Zwang – vom christlichen Glauben abgefallen wären. Diese Konversionsgeschichte wurde zudem häufig von der Legende flankiert, sie hätten der Heiligen Familie auf der Flucht vor Herodes in Ägypten die Herberge verweigert. Darüber hinaus diene eine ganze Reihe weiterer biblischer Geschichten zur nachträglichen Plausibilisierung ihrer Anwesenheit in Mittel- und Zentraleuropa.² All diese Legenden situieren die Sinti*ze im Grenzbereich des Christentums. Sie stehen ihnen zufolge nicht nur in einem religiösen Näheverhältnis, sondern sind dem Christentum gar zugehörig und repräsentieren als pilgernde Büsser*innen den verworfenen, aber sich läuternden Christ*in oder Apostat*in.

An der Schwelle von Spätmittelalter und Frühmoderne werden die Sinti*ze mit dem Vorwurf, dass sie für die in Europa vordringenden Osman*innen spionierten, auf den Reichstagen zu Lindau und Freiburg (1496-1498) der reichsweiten Verfolgung, Vertreibung und straffreien Tötung preisgegeben.³ Im Verlauf des 16. Jahrhunderts wird diese „Vogelfrei“-Erklärung auf Reichsebene mehrmals bekräftigt – und sie bleibt formal bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches 1806 gültig. Auch in anderen westeuropäischen Ländern – wie Portugal, Spanien, Frankreich oder England – werden vergleichbar drakonische Verfolgungs- und Vertreibungsmaßnahmen erlassen.

Von einer flächendeckenden, eliminatorischen Verfolgungspraxis kann jedoch in der Frühen Neuzeit noch keine Rede sein. Nach der gewaltsamen Durchsetzung und Etablierung des herrschaftlichen Gewaltmonopols lässt die Verfolgung insbesondere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – trotz steter Bekräftigung der strengen Strafen für Bettler*innen, Müßiggänger*innen, Landstreicher*innen und „Zigeuner*innen“ – merklich nach.⁴

Zwangsassimilation und bürgerliche Verbesserung

Im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus gerieten Sinti*ze und Rom*nija, wie auch andere religiöse und ethnische Minderheiten, in den Fokus staatlicher Erziehungs- und Disziplinierungsmaßnahmen.⁵ So wurde ihnen durch die habsburgische Reformerin Maria Theresia in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die eigene Sprache (das Romanes), traditionelle Berufe oder eine von der Mehrheitsgesellschaft abweichende Kleidung verboten. Auch die Eheschließung untereinander wurde untersagt, Mischehen forciert und die Wegnahme von Rom*nija-Kindern angeordnet, um sie im Sinne einer christlichen Erziehung in der Obhut ungarischer Bauer*innen zu zivilisieren. Diese ambivalente Minderheitenpolitik, die auf Assimilierung und „Verbesserung“ im Sinne der Herrschaft abzielte, machte Schule und wurde auch unter Kaiser Joseph II. fortgeführt. Im Kern folgte diese Politik der Zwangsassimilation der merkantilistischen Prämisse – wie sie der Göttinger Aufklärer Heinrich Moritz Grellmann programmatisch formulierte –, dass auch ein „Zigeuner, wenn er aufgehört hat, Zigeuner zu seyn“⁶ zu einem brauchbaren Untertanen erzogen werden könne.

Rassismus und Nationalismus

Während diese mit Gewaltmitteln durchgesetzten Maßnahmen des aufgeklärten Absolutismus zumindest prinzipiell von der humanistischen Idee einer bürgerlichen Verbesserungsfähigkeit ausgingen, entwickelte sich als Kehrseite der Aufklärung ein rassistischer Diskurs, der die Möglichkeit der (zwangsweisen) Zivilisierung grundlegend in Frage stellte.

Im Zuge der Nationsbildungsprozesse des 19. Jahrhunderts stabilisierte sich ein rassistischer Antiziganismus, der Sinti*ze und Rom*nija zu einem zugleich verachteten und romantisierten Gegenbild arbeitsamer und rechtschaffener Bürgerlichkeit stilisierte. Zu einem Problem geraten die zu Fremden gemachten Anderen dann insbesondere im Kontext der neuen nationalen Ordnungskategorien. Die Ambivalenz des Fremden, das im gleichzeitigen Dazugehören und Anderssein

besteht, wird als unerträglich erfahren und führt zu einer rigorosen Ablehnung.⁷ Die Exklusion der Sinti*ze und Rom*nija, die sich nach der Reichsgründung (1871) in antiziganistischer Gesetzgebung und hasserfüllten Schmähungen ausdrückt, ist zugleich Integrationsangebot an die proletarisierten Massen⁸ und Drohung an jene, die sich der normierten Ordnung des modernen Staates nicht fügen⁹.

Im Fadenkreuz der Polizei

Ende des 19. Jahrhunderts gerieten Sinti*ze und Rom*nija zunehmend in das Fadenkreuz des sich modernisierenden Polizeiapparates.¹⁰ Den Auftakt machten österreichische Behörden, die bereits in den 1870ern die fotografische Ablichtung von verurteilten Straftäter*innen forcierten und ab den 1880ern massenweise Fotografien von niederösterreichischen, böhmischen und mährischen Rom*nija anfertigten.¹¹ Kurze Zeit später wurde in Bayern die sog. „Zigeunerzentrale“ (1899) gegründet, die ebenfalls auf eine vollständige polizeiliche Erfassung und Katalogisierung der Sinti*ze und Rom*nija sowie „nach Zigeunerart umherziehender Personen“ hinarbeitete.¹² Auch in anderen Staaten wie in Frankreich (1907) oder der Schweiz (1909) entstanden zu der Jahrhundertwende Karteien und „Zigeunerregistaturen“.

NS-Genozid an den Sinti*ze und Rom*nija

Nachdem die Münchener „Zigeunerzentrale“ auch in der Weimarer Republik zum Ausbau ihrer Registratur fleißig weiter Daten sammelte, wurde sie 1938 nach Berlin verlegt und als „Reichszentrale zur Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ in das Reichskriminalpolizeiamt eingegliedert. Die rassistische Erfassung der Sinti*ze und Rom*nija diente – wie es der Reichsführer SS Heinrich Himmler 1938 in einem Erlass formulierte – dem Ziel der „rassische[n] Absonderung des Zigeunertums vom deutschen Volkstum“ und „Verhinderung der Rassenvermischung“.¹³ 1936 hatte Reichsinnenminister Wilhelm Frick ebenfalls in einem Erlass darauf hingewiesen, dass neben den Jüd*innen die „Zigeuner*innen“ als zweite „artfremde Rasse“ in

Europa zu betrachten wären.¹⁴ Frick zielte damit – wie Hans Globke und Wilhelm Stuckart in ihrem „Kommentar zur deutschen Rassengesetzgebung“¹⁵ – auf die Ausweitung der antisemitischen Bestimmungen der sog. „Nürnberger Gesetze“ auf Sinti*ze und Rom*nija.

Neben der Polizei war die NS-Rassenforschung ein zentraler Akteur des stufenweisen Entrechtungs- und Vernichtungsprozesses. Robert Ritter und seine Mitarbeiter*innen der „Rassenhygienischen und bevölkerungsbiologischen Forschungsstelle“ im Reichsgesundheitsamt nahmen im gesamten Reichsgebiet zehntausende anthropometrische Messungen an Sinti*ze und Rom*nija vor und stuften sie in ein kompliziertes Kategoriensystem von „reinrassigen Zigeunern“ bis zum „Zigeuner-Mischling“ ein.¹⁶

Nachdem Sinti*ze und Rom*nija in vielen Städten bereits seit 1935 in kommunalen Zwangslagern festgehalten wurden¹⁷, begannen im Mai 1940 die ersten familienweisen Deportationen. Von Sammellagern in Hamburg, Köln und Stuttgart führten die Züge in die Ghettos und Konzentrationslager im besetzten Polen. Der „Auschwitz-Erlass“¹⁸ (1942) markierte den Beginn der „Endlösung“ und zielte darauf ab, alle im Reichsgebiet verbliebenen Sinti*ze und Rom*nija in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau zu verschleppen und der physischen Vernichtung zuzuführen. Hunderttausende Sinti*ze und Rom*nija wurden bis 1945 Opfer des nationalsozialistischen Rassenwahns, ermordet in Konzentrations- und Vernichtungslagern oder durch Massenerschießungen.¹⁹

Kontinuitäten der Diskriminierung nach 1945

„Das Nachleben des Nationalsozialismus in der Demokratie“, so ein bekanntes Diktum Theodor W. Adornos, ist „potentiell bedrohlicher als das Nachleben faschistischer Tendenzen gegen die Demokratie.“²⁰ Und mit der militärischen Niederlage des Nationalsozialismus war die Diskriminierung für die wenigen Überlebenden keineswegs endgültig vorbei. Sie wurden abermals mit rassistischen Denk- und Handlungsmustern innerhalb der demokratischen Institutionen der

jungen Bundesrepublik konfrontiert. In Bayern wurde bereits 1946 eine „Zigeunerpolizei“ wiedergegründet, die kurze Zeit später in „Landfahrerzentrale“ umbenannt wurde und 1953 wieder bundesweite Zuständigkeit erlangte. Die Kartei dieser „Landfahrerzentrale“ umfasste bereits Mitte der 1950er wieder Daten und Familienakten zehntausender Sinti*ze und Rom*nija.²¹

Die Auseinandersetzung mit dem NS-Genozid an den Sinti*ze und Rom*nija war viele Jahre von einer spezifischen Schuldabwehr geprägt. Prominente und folgenschwere Beispiele hierfür sind die höchstrichterlichen Beschlüsse, die eine Entschädigung für die im Nationalsozialismus erlittenen Verbrechen vielfach verunmöglichten. Der Bundesgerichtshof befand 1956 in einem Urteil, dass Sinti*ze und Rom*nija bis zu den Auschwitz-Deportationen Anfang 1943 keiner rassistischen Verfolgung, sondern vielmehr legitimen sicherheitspolizeilichen Ordnungsmaßnahmen ausgesetzt waren.²²

Der rassenideologische Charakter des Entrechtungs- und Vernichtungsprozesses wurde so durch das höchste westdeutsche Gericht grundlegend in Abrede gestellt. Zwar hob der BGH dieses Urteil 1963 auf, doch für viele Überlebende kam diese Entscheidung ohnehin zu spät. Solche Gerichtsurteile und die Bagatellisierungen des NS-Genozids an den Sinti*ze und Rom*nija zeugen nicht einfach nur von einem fehlenden Bewusstsein, sondern sind Ausdruck eines spezifischen Schuldabwehrantiziganismus.²³

Anerkennung und Bürger*innenrechtsbewegung

Gegen die fortgesetzte Diskriminierung formierte sich in den 1970ern verstärkt Protest durch die Bürger*innenrechtsbewegung der deutschen Sinti*ze und Rom*nija. Es ist bezeichnend, dass entscheidende Veränderungen im öffentlichen Bewusstsein erst durch medienwirksame Aktionen von Vertreter*innen der Minderheit in Gang gesetzt werden konnten. Durch Demonstrationen und Protestveranstaltungen in den ehemaligen Konzentrationslagern Bergen-Belsen (1979) und Dachau (1980) oder durch die Besetzung des Tübinger Universitätsarchivs (1981) machte die

Bürger*innenrechtsbewegung auf die fortgesetzte Stigmatisierung aufmerksam. Unter der Losung „In Auschwitz vergast, bis heute verfolgt“²⁴ forderten sie die politische Anerkennung des Völkermords, ein Ende der polizeilichen Sondererfassung, Gleichberechtigung und gesellschaftliche Teilhabe. Diese Proteste führten 1982 zur offiziellen Anerkennung des rassistischen Charakters des Völkermords durch die Bundesrepublik Deutschland.

Das 2012 nach jahrelangen Auseinandersetzungen eröffnete Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti*ze und Rom*nija in Berlin ist bezeichnend für die neue bundesdeutsche Geschichtspolitik. Doch die heutige erinnerungspolitische Situation ist von einer „paradoxen Gleichzeitigkeit“²⁵ geprägt. Diese Paradoxie besteht nicht zuletzt darin, dass die mühsam erkämpfte Anerkennung der NS-Verbrechen durch die politische Blindheit und Ignoranz gegenüber der rassistischen Diskriminierung und Verfolgung von flüchtenden Rom*nija aus (Süd-) Osteuropa konterkariert wird.

Die Gegenwart des Antiziganismus

Wie eine Vielzahl von Studien verdeutlichen, gehören die Rom*nija noch heute zu den unbeliebtesten Bevölkerungsgruppen auf dem Kontinent und sind mit massiver Diskriminierung in allen Lebensbereichen konfrontiert. Regelmäßig kommt es zu Massenabschiebungen von Rom*nija aus Westeuropa, Asylanträge werden durch die Deklarierung von Staaten wie Albanien, Bosnien und Herzegowina, Kosovo, Mazedonien, Montenegro und Serbien als sichere Herkunftsländer als „offensichtlich unbegründet“ abgelehnt.²⁶ Immer wieder ereignen sich europaweit pogromartige Ausschreitungen, gewalttätige Übergriffe und kollektive Zwangsräumungen.

Ein großer Anteil der südosteuropäischen Rom*nija lebt nach Erhebungen unter der Armutsschwelle.²⁷ Auch großangelegte politische Programme haben kaum zu Verbesserungen im Bildungsbereich, Gesundheitssystem, Wohnungs- und Arbeitsmarkt geführt.²⁸ Das Problem vieler dieser politischen Programme ist, dass sie häufig von der Fehlannahme ausgehen, dass „die“ Kultur der Rom*nija für ihre

prekäre Situation verantwortlich sei. Nicht die Marginalisierung wird als Resultat antiziganistischer Stigmatisierungsprozesse begriffen – sondern umgekehrt die marginalisierte Position als Kultur verklärt und für die antiziganistische Diskriminierung verantwortlich gemacht.

Antiziganistische Diskriminierung ist jedoch kein exklusives Problem der (süd-) osteuropäischen Gesellschaften. Auch in Deutschland wirkt sich ein subtiler, struktureller Antiziganismus negativ auf die soziale Situation von Sinti*ze und Rom*nija aus.²⁹ Unhinterfragte antiziganistische Klischees prägen die mediale Berichterstattung.³⁰ Die öffentliche Meinung gegenüber Sinti*ze und Rom*nija bewegt sich, wie eine Studie der Antidiskriminierungsstelle konstatiert, „zwischen ausgeprägter Gleichgültigkeit und deutlicher Ablehnung“. Im Vergleich zur Einstellung gegenüber anderen Minderheiten nehmen Sinti*ze und Rom*nija „jeweils den niedrigsten Rang in der ethnischen Hierarchie ein.“³¹ Obwohl die Zustimmung zu offen xenophoben Aussagen, wie empirische Langzeitstudien zeigen, über die letzten Jahre leicht rückläufig ist, hat das Ressentiment gegen das Andere und Fremde offenbar Gruppen gefunden, die den Hass und die Abneigung in besonders hohem Ausmaß auf sich ziehen. Hierzu zählen neben Asylsuchenden und Muslim*innen vor allem Sinti*ze und Rom*nija, die „in einem viel stärkeren Maß von Vorurteilen gegen sie betroffen [sind], als es die Gesamtgruppe der Migrant/innen vorher erleben musste.“³²

Die Gegenwart des Antiziganismus wirft grundlegende Fragen auf. Was sind die Ursachen dafür, dass diese Ressentiments über mehrere Jahrhunderte hinweg, in unterschiedlichen politökonomischen Kontexten überleben konnten? Vieles spricht dafür, dass das kulturelle Fundament antiziganistischer Ressentimentbildung in den „tief liegenden Mechanismen der Dialektik von Mythos und Aufklärung, von Naturbeherrschung und gesellschaftlicher Herrschaft“³³ gründet. Im Antiziganismus verbinden sich (zugleich angst- und lustbesetzte) Gefühle, Träume und Phantasien. Das projektive Bild von „Zigeuner*innen“ begegnet dem ressentimenthaften Subjekt – psychoanalytisch gesprochen – „als Verkörperung des verlorenen

Glücks“³⁴. Diese tiefliegende Sehnsucht dürfte eine, wenn nicht die zentrale Triebfeder des Antiziganismus sein und weist ihn als eine verquere, romantizistische und unmittelbar regressive Herrschaftskritik aus.³⁵

Fußnoten

¹ Siehe Karola Fings: Sinti und Roma. Geschichte einer Minderheit, München 2016, S. 37–38.

² Siehe Ines Köhler-Zülch: Die Heilige Familie in Ägypten, die verweigerter Herberge und andere Geschichten von ‚Zigeunern‘, in: Daniel Strauß (Hg.), Die Sinti/Roma-Erzählkunst im Kontext Europäischer Märchenkultur, Heidelberg 1992, S. 35–84.

³ Siehe Ulrich F. Opfermann: Zur frühneuzeitlichen Geschichte der Sinti in Mitteleuropa, in: Oliver von Mengersen (Hg.), Sinti und Roma. Eine deutsche Minderheit zwischen Diskriminierung und Emanzipation, Bonn 2015, S. 25–47.

⁴ Siehe Ulrich F. Opfermann: „Seye kein Ziegeuner, sondern kayserlicher Cornet“. Sinti im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin 2007.

⁵ Siehe Thomas Fricke: Zigeuner im Zeitalter des Absolutismus. Bilanz einer einseitigen Überlieferung, Pfaffenweiler 1996.

⁶ Heinrich Moritz Gottlieb Grellmann: Historischer Versuch über die Zigeuner. Betreffend die Lebensart und Verfassung, Sitten und Schicksale dieses Volkes seit seiner Erscheinung in Europa, und dessen Ursprung, Göttingen 1787 (2. Aufl.), S. 183.

⁷ Siehe Astrid Messerschmidt: Antiziganismuskritische Bildung in der national-bürgerlichen Konstellation, in: Wolfram Stender (Hg.), Konstellationen des Antiziganismus, Wiesbaden 2016, S. 95–110, hier S. 96–98.

⁸ Siehe Herbert Heuß: Die Migration von Roma aus Osteuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Historische Anlässe und staatliche Reaktion, in: Jacqueline Gierre (Hg.), Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners. Zur Genese eines Vorurteils. Frankfurt/M. 1996, S. 109–131, hier S. 125.

⁹ Siehe Roswitha Scholz: Homo Sacer und „Die Zigeuner“, in: Exit! Krise und Kritik der Warengesellschaft, Bd. 4, Bad Honnef 2007, S. 177–227, hier S. 219.

¹⁰ Siehe Stephan Bauer: Von Dillmanns Zigeunerbuch zum BKA. 100 Jahre Erfassung und Verfolgung der Sinti und Roma in Deutschland, Heidenheim 2006.

¹¹ Siehe Gerhard Baumgartner: „Zigeuner“-Fotografie aus den Ländern der Habsburgermonarchie im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Silvio Peritore/Frank Reuter (Hg.), Inszenierung des Fremden. Fotografische Darstellung von Sinti und Roma im Kontext der historischen Bildforschung, Heidelberg 2011, S. 133–161, hier S. 150–152.

¹² Siehe Rainer Hehemann: Die „Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ im wilhelminischen Deutschland und in der Weimarer Republik 1871–1933, Frankfurt/M. 1987, S. 285.

¹³ Erlass des Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei Heinrich Himmler vom 8.12.1938, zit. n. Fings 2016, S. 65.

¹⁴ Erlass des Reichsinnenministers Wilhelm Frick vom 3.1.1936, abgedruckt in Romani Rose (Hg.): „Den Rauch hatten wir täglich vor Augen“. Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma, Heidelberg 1999, S. 34–35.

¹⁵ Ein Auszug des Kommentars ist abgedruckt in Rose 1999, S. 33.

¹⁶ Siehe Karola Fings: Die „gutachtlichen Äußerungen“ der Rassenhygienischen Forschungsstelle und ihr Einfluss auf die nationalsozialistische Zigeunerpolitik, in: Michael Zimmermann (Hg.), Zwischen Erziehung und Vernichtung, Stuttgart 2007, S. 425–459.

- ¹⁷ Siehe Karola Fings: Nationalsozialistische Zwangslager für Sinti und Roma, in: Wolfgang Benz/ Barbara Distel (Hg.), *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Zwangslager*, Bd. 9, München 2009, S. 192–217.
- ¹⁸ Der Erlass vom 16.12.1942 ist nicht überliefert, allerdings wird in einem Schnellbrief des Reichskriminalpolizeiamtes vom 29.1.1943 auf diesen Bezug genommen. (Siehe Michael Zimmermann: *Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage“*, Hamburg 1996, S. 301–303.)
- ¹⁹ Schätzungsweise 60–65 Prozent der deutschen Sinti und Roma wurden ermordet. (Siehe Zimmermann 1996, S. 381.)
- ²⁰ Theodor W. Adorno: Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 10.2, Frankfurt/M. 2003, S. 555–572, hier S. 555–556.
- ²¹ Siehe Martin Schenk: *Rassismus gegen Sinti und Roma. Zur Kontinuität der Zigeunerverfolgung innerhalb der deutschen Gesellschaft von der Weimarer Republik bis in die Gegenwart*, Frankfurt/M. 1994, S. 368–369.
- ²² Auszüge des Urteils sind abgedruckt in Tilman Zülch (Hg.): *In Auschwitz vergast bis heute verfolgt*, Reinbek 1979, S. 168–170.
- ²³ Siehe Gilad Margalit: *Germany and Its Gypsies. A Post-Auschwitz Ordeal*, Madison 2002, S. 123–142.
- ²⁴ So der Schriftzug eines Transparents bei der Gedenkfeier und Kundgebung von Vertretern der Sinti und Roma in der Gedenkstätte Bergen-Belsen, 27. Oktober 1979.
- ²⁵ Wolfram Stender: Wandlungen des ‚Antiziganismus‘ nach 1945, in: Ders. (Hg.): *Konstellationen des Antiziganismus*, Wiesbaden 2016, S. 1–50, hier S. 26.
- ²⁶ Siehe Rosa Luxemburg Stiftung Südosteuropa (Hg.): *Von wegen sicher. Das Konzept der sicheren Herkunftsstaaten in der Kritik*, Belgrad 2016.
- ²⁷ Siehe Susanne Milcher: Die soziale Exklusion von Roma und in Ost- und Südosteuropa, in: Sabine Hornberg/ Christian Brüggemann (Hg.), *Die Bildungssituation von Roma in Europa*, Münster 2013, S. 13–34
- ²⁸ Mediendienst Integration: Dekade Roma-Inklusion. „Diskriminierung lässt sich nicht so schnell überwinden“, 2. Februar 2015, Web: <https://mediendienst-integration.de/artikel/bilanz-interview-zehn-jahre-dekade-inklusion-roma.html> (Zugriff: 31.1.2017).

²⁹ Siehe Elizabeta Jonuz: Stigma Ethnizität. Wie Romafamilien Ethnisierungsprozessen begegnen, Opladen 2009; sowie Boris Erchenbrecher: Bildungsteilnahme und soziale Situation deutscher Sinti in Niedersachsen, in: Stender 2016, S. 239–266.

³⁰ Siehe Markus End: Antiziganismus in der deutschen Öffentlichkeit. Strategien und Mechanismen medialer Öffentlichkeit, Heidelberg 2014.

³¹ Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Hg.): Zwischen Gleichgültigkeit und Ablehnung. Bevölkerungseinstellungen gegenüber Sinti und Roma, Berlin 2014, S. 9 u. 12.

³² Oliver Decker/ Elmar Brähler: Autoritäre Dynamiken. Ergebnisse der bisherigen „Mitte“-Studien und Fragestellung, in: Oliver Decker/ Johannes Kiess/ Elmar Brähler (Hg.), Die enthemmte Mitte. Autoritäre und rechtsextreme Einstellung in Deutschland, Gießen 2016, S. 11–21, hier S. 16.

³³ Markus End: Dialektik der Aufklärung als Antiziganismuskritik, in: Stender 2016, S. 53–94, hier S. 64.

³⁴ André Lohse: Sehnsuchtsstrukturen des Leistungssubjekts. Von Nietzsches Psychologie des Ressentiments zur Kritischen Theorie des Antiziganismus, in: Stender 2016, S. 129–148, hier S. 138.

³⁵ Siehe Tobias Neuburger: „Daß beide zwei ganz verschiedene Völker sind“. Zum Verhältnis von Antisemitismus und Antiziganismus, in: sans phrase. Zeitschrift für Ideologiekritik, H. 7, 2015, S. 61–70, hier S. 69.

Tobias Neuburger beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit unterschiedlichen Formen gruppenspezifischer Menschenfeindlichkeit. • • •
Derzeit promoviert er an der Universität Innsbruck mit einer Arbeit über die populärkulturelle Inszenierung des Antiziganismus. Nebenbei arbeitet Tobias für die Stiftung niedersächsischer Gedenkstätten im Projekt „Kompetent gegen Antiziganismus - in Geschichte und Gegenwart“ und als Lehrbeauftragter an der Hochschule Hannover.

EXTERNE BERATUNGSSTELLEN

Frauenhaus 04131 61733
Frauen helfen Frauen e.V. www.frauenhaus-lueneburg.de

BISS e.V.- Beratungsstelle Lüneburg 04131 2216044
Beratung und Intervention für www.gegen-gewalt-in-der-familie.de
Frauen zum Gewaltschutzgesetz

checkpoint queer www.checkpoint-queer.de
Queeres Zentrum Lüneburg info@checkpoint-queer.de
Beim Holzberg 1, 04131 9949 359
21335 Lüneburg

Evangelische Telefonseelsorge 04131 6020050
04131 6020051
www.pk.lueneburg.de/seelsorge

KIBIS 04131 861820
Information und Beratung im 04131 861821
Selbsthilfebereich (z.B. zu chronischen www.kibis-lueneburg.de
Erkrankungen, Sucht, seelischen
Problemen etc.)

Selbsthilfe bei Depressionen 04131 2215728
0151 63311053
www.selbsthilfe-depression-lueneburg.de

Sozialpsychiatrischer Dienst 04131 261497
Hilfe für Menschen mit spdi@landkreis.lueneburg.de
psychischen Erkrankungen

Infoline

04131 9975356

Beratungsstelle der Aidshilfe
Niedersachsen

beratung@lueneburg.aidshilfe.de

www.lueneburg.aidshilfe.de

(c/o Diakonieverband, Heiligengeiststr. 31
(2. Stock), 21335 Lüneburg)

Beratung: Montags 10-12 Uhr,
Donnerstags 17:15-19:15,
und nach Vereinbarung

QueerTeens

www.queerteen.de

Jugendtreff für Jugendliche bis
21 Jahre mit LSBTIQ*-Hintergrund

Trans*LG

daniel-masch@gmx.de

Austausch und Unterstützung für
Transidenten, Transmenschen,
Transsexuelle und genderqueere
Personen

Treffen finden jeden dritten Donnerstag
im Monat um 19 Uhr in der Infoline statt.

Weißer Ring

04131 58130

Hilfe für Kriminalitätsoffer

www.lueneburg.niedersachsen.

weisser-ring.de

GLOSSAR

Ableism: Form der Diskriminierung, die sich durch eine negative Beurteilung einer körperlichen Verfassung oder Fähigkeit einer Person (bspw. eine Person mit körperlicher Beeinträchtigung) auszeichnet und eine Hierarchie mit den Kriterien „besser“ und „schlechter“ aufbaut; durch die Erstellung eines „Normkörpers“ erhalten die Abwertungen und ausgrenzenden Praktiken gegenüber den betroffenen Personen indirekt eine Legitimation; Begriff, der innerhalb der englischsprachigen Behindertenbewegung entstanden ist; wird im deutschsprachigen Raum erst seit kurzem verwendet
(<https://www.mut-gegen-rechte-gewalt.de/service/lexikon/a/ableism>; abgerufen am: 2.1.2017)

Altersdiskriminierung: soziale und ökonomische Benachteiligung von Einzelpersonen oder von Personengruppen aufgrund ihres entweder (zu) hohen oder (zu) niedrigen Lebensalters; daraus resultierende erschwerte Teilnahme an Arbeitsleben oder gesellschaftlichem Leben
(<https://de.wikipedia.org/wiki/Altersdiskriminierung>; abgerufen am: 12.1.2017)

Antijudaismus: Religiös motivierte Ablehnung von Juden; nicht zu verwechseln mit dem rassistisch motivierten Antisemitismus. Der Antijudaismus äußert sich in Vorurteilen und Ausgrenzungen.
(<http://www.uni-protokolle.de/Lexikon/Antijudaismus.html>; abgerufen am: 2.1.2017)

Antisemitismus: A. bezeichnet eine antimoderne Weltanschauung, die in der Existenz der Juden die Ursache aller Probleme sieht. Sie umfasst alle historischen Erscheinungsformen der Judenfeindschaft. Der Begriff A. wurde ursprünglich 1879 geprägt, um die wissenschaftlich und rassistisch begründete Ablehnung von Juden, die ab jenem Zeitpunkt nicht mehr primär aufgrund ihrer Religion, sondern als Volk, Nation oder Rasse definiert wurden, zu benennen. Der Begriff Semitismus geht auf das 18. Jhd. zurück, als semitische Völker von Indogermanischen Völkern abgegrenzt und abgewertet wurden.

Häufig wird der Begriff sehr unscharf und allgemein verwendet. Dieses ist jedoch sehr kritisch zu sehen, da dadurch eine historische Kontinuität und eine immer gleichgebliebene auf Verfolgung und Vertreibung verkürzte Beziehung zwischen Juden und anderen Völkern suggeriert wird.

(<http://www.bpb.de/politik/extremismus/antisemitismus/37945/antisemitismus>; abgerufen am: 12.1.16)

Antizionismus: ablehnende Haltung gegenüber dem Zionismus, der Ende des 19. Jhd. entstandenen jüdischen Bewegung, die zum Ziel hat, einen selbstständigen Nationalstaat für Juden in Palästina zu schaffen

(<http://www.duden.de/rechtschreibung/Zionismus>; <http://www.duden.de/rechtschreibung/Antizionismus>; abgerufen am 2.1.2017)

Behinderung: heutzutage nicht mehr als absolute Eigenschaft einer Person angesehen; sowohl körperliche als auch gesellschaftliche Komponenten tragen zu einer Beeinträchtigung einer Person bei; wie aktiv und am Alltagsleben partizipierend eine Person sein kann, hängt auch immer von Umweltfaktoren (bspw. vorhandener Barrierefreiheit) und personenbezogenen Faktoren (Umgang mit der Beeinträchtigung) ab; B. ist also situativ und relational

(<http://www.bpb.de/gesellschaft/medien/medienpolitik/237581/internationale-klassifikation-der-funktionsfaehigkeit-behinderung-und-gesundheit>; abgerufen am 12.1.16)

Biologismus: einseitige und ausschließliche Anwendung biologischer Gesichtspunkte auf andere Wissensgebiete

(<http://www.duden.de/rechtschreibung/Biologismus>; abgerufen am: 2.1.2017)

Body Shaming: Form der Diskriminierung aufgrund von körperlichen Eigenschaften (Gewicht, Größe, Körperform); auch bezeichnet als Fatshaming: Diskriminierung von Personen mit überdurchschnittlichem Gewicht (siehe auch Lookismus)

(<http://www.bodyshaming.org/definition.html>; abgerufen am: 2.1.2017)

Chancengerechtigkeit: gerechte Bedingungen, Voraussetzungen für alle bei Ausbildung und gesellschaftlich-sozialer Entwicklung
(<http://www.duden.de/rechtschreibung/Chancengerechtigkeit>; abgerufen am: 2.1.2017)

Chancengleichheit: gleiche Ausbildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten für alle ohne Rücksicht auf Herkunft und soziale Verhältnisse
(<http://www.duden.de/rechtschreibung/Chancengleichheit>; abgerufen am: 2.1.2017)

Differenzierung, soziale: Differenzierung von Gesellschaften bzw. einzelnen sozialen Systemen (wie Institutionen und Organisationen) nach Rollen und Positionen, Autorität und Prestige, Macht und Herrschaft sowie nach Ständen, Klassen und Schichten (soziale Schicht); führt zu Heterogenität, Vielfalt und Komplexität von Gesellschaften und sozialen Systemen; nach Smith und Durkheim Ergebnis der Arbeitsteilung und Entwicklung von modernen bürgerlichen, industriellen und bürokratischen Gesellschaften
(<http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/soziale-differenzierung.html>; abgerufen am: 2.1.2017)

Diskriminierung: von lat. discriminare = unterscheiden, abgrenzen; Benachteiligung einzelner Menschen oder Gruppen bspw. aufgrund anderer Hautfarbe oder Religion; von Diskriminierung wird erst dann gesprochen, wenn eine Differenzierung (bspw. Geschlecht) gegen den Wunsch der Gleichbehandlung der verschiedenen Gruppen verstößt (Lohnunterschiede Mann und Frau); Ursachen sind soziale Kategorisierung und Vorurteile
(<http://www.bpb.de/apuz/130413/vorurteile-differenzierung-und-diskriminierung-sozialpsychologische-erklarungsansatze?p=all>; abgerufen am: 2.1.2017)

Diskriminierung, multiple: Die m. D. basiert auf mehr als einer Dimension (Geschlecht, Behinderung etc.) und tritt auf, wenn Personen mehreren benachteiligten Gruppen angehören; damit sind sie speziellen Formen von Diskriminierung ausgesetzt (siehe auch Intersektionalität)

(<http://www.mehrfachdiskriminierung.ch/definition/>; abgerufen am: 2.1.2017)

Ethnie: Der Begriff leitet sich vom griechischen „*éthnos*“ (Volk, Volkszugehörige) ab. Im Unterschied zum „*demos*“ (Gemeinde, Gesamtheit der Vollbürger einer Polis, Staatsvolk) bezeichnet er eine Gruppe von Menschen, die sich nach gemeinsamer Abstammung, Herkunft, Geschichte, Kultur, gemeinsamen Sitten und Gebräuchen sowie gemeinsamem Siedlungsgebiet definiert. Entscheidend ist nicht, ob die Mitglieder einer solchen Gruppe oder Gemeinschaft tatsächlich blutsverwandt sind (Abstammungsgemeinschaft) oder eine lange gemeinsame Geschichte erlebt haben (Schicksalsgemeinschaft). Ausschlaggebend sind Selbstwahrnehmung und Überzeugung der Mitglieder, einer solchen Gemeinschaft anzugehören. (<http://www.bpb.de/internationales/weltweit/innerstaatliche-konflikte/54819/glossar?p=20>)

Gleichbehandlungsgesetz, allgemeines (AGG): deutsches Bundesgesetz (Inkrafttreten am 14. August 2006) mit dem Ziel, „Benachteiligungen aus Gründen der Rasse oder wegen der ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität zu verhindern oder zu beseitigen“; die durch das Gesetz geschützten Personen erhalten im Fall eines Verstoßes gegen das Diskriminierungsverbot Rechtsanspruch gegen Arbeitgeber oder Private (<https://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/agg/gesamt.pdf>; abgerufen am: 2.1.2017)

Heterogenität: Verschiedenartigkeit, Ungleichartigkeit

(<http://www.duden.de/rechtschreibung/Heterogenitaet>; abgerufen am: 2.1.2017)

Heterosexismus: Abwehrform, die jede nicht heterosexuelle Form von Identität, Verhalten, Beziehung oder Gemeinschaft diskriminiert; auf Heteronormativität gründende, nicht hinterfragte gesellschaftliche Setzung heterosexueller Lebensstile als sexuelle „Normalität“; Ausdruck von Überlegenheit gegenüber anderen Formen sexueller Orientierung

(<http://www.lsbk.ch/psychologische-aspekte/>; abgerufen am: 29.8.2017;
https://web.archive.org/web/20070927092451/http://www.essex.police.uk/about/a_nx_03.php#Q4; abgerufen am: 29.8.2017)

Hierarchie(sierung): System der Über-/ Unterordnung von Personen/ Gegenständen; Rangstufen mit von oben nach unten abnehmender Bedeutung

(<http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/hierarchie.html>; <http://www.wissen.de/fremdwort/hierarchisieren>; abgerufen am: 2.1.2017)

Homogenisierung: Verschwinden von Unterschieden zwischen Kulturen (bspw.); „Gleichmacherei“; Verdrängen von Eigenheiten (bspw. einer ethnischen Minderheit)

(<http://www.onpulson.de/lexikon/homogenisierung/>; abgerufen am: 9.1.2017)

Homophobie: irrationale Angst vor Homosexualität begleitet von Einstellungen wie Hass, Ekel und Vorurteilen, welche Angst, Aggressionen und Gewalt produzieren (es handelt sich nicht um eine phobische Störung im klinisch-psychologischen Sinne); wird unter dem Begriff der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit gefasst

(<http://www.fremdwort.de/suchen/bedeutung/homophobie#>; abgerufen am: 2.1.2017)

Ideal: als ein höchster Wert erkanntes Ziel; Idee, nach deren Verwirklichung man strebt (bspw. Dünnssein); in der Philosophie Inbegriff für ein Vollkommenheitsmuster

(<http://www.duden.de/rechtschreibung/Ideal>; abgerufen am: 2.1.2017)

Inklusion: (1) Soziologie: das Miteinbezogensein; gleichberechtigte Teilhabe an etwas; (2) Pädagogik: gemeinsame Erziehung von Kindern mit und ohne Behinderung in Kindergarten und Schule

(<http://www.duden.de/rechtschreibung/Inklusion>; abgerufen am: 3.1.2017)

Intersektionalität: Analyse mehrerer Ungleichheitsdimensionen (u.a. Geschlecht, Ethnizität, Klasse), die sich gegenseitig beeinflussen können, wodurch es zu einer Verstärkung der Diskriminierung kommen kann; I. als „kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen, symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen“

(Winker, G./ Degele, Nina (2010): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript Verlag. S. 11-15)

Klassismus: intersektionell geprägter Begriff zur Bezeichnung der individuellen, institutionellen und kulturellen Diskriminierung und Unterdrückung aufgrund des tatsächlichen, vermuteten oder zugeschriebenen sozial- oder bildungspolitischen Status

(<https://www.unrast-verlag.de/gesamtprogramm/allgemeines-programm/politik-gesellschaft/klassismus-265-detail>; abgerufen am: 2.1.2017)

Klischee: (von frz. cliché, dt. Abklatsch) eingefahrene, überkommene Vorstellung; ähnlich den Begriffen Vorurteil und Stereotyp

(<http://www.duden.de/rechtschreibung/Klischee>; <https://de.wikipedia.org/wiki/Klischee>; abgerufen am: 2.1.2017)

Internalisierung: Prozess der Integration des Individuums in die Gesellschaft während der Sozialisation, durch den gesellschaftliche Standards und Regeln Teil der Persönlichkeitsstruktur werden

(<http://soziobloge.de/berger-luckmann-gesellschaft-als-subjektive-wirklichkeit/>; <https://soziologieheutebasiswissen.wordpress.com/2015/01/09/internalisierung/>; abgerufen am: 2.1.2017)

Lookismus: Lookismus bedeutet strukturelle Diskriminierung und gesellschaftlicher Ausschluss mit Bezug auf zugeschriebene Formen von Körper, Aussehen, Kleidung etc. (siehe auch Body Shaming)

(<http://www.genderinstitut-bremen.de/glossar/lookismus.html>; abgerufen am: 2.1.2017)

Mobbing: Handlung, die zum Ziel hat, eine Person zu schikanieren und ihr (seelisches) Leid zuzufügen; M. kann an verschiedenen Orten stattfinden (Arbeitsplatz, Schule); häufiges und systematisches Auftreten und Unterlegenheit des*r Betroffenen, der*die die Handlung als Diskriminierung wahrnimmt

(<http://www.juraforum.de/lexikon/mobbing>; <http://www.beratung-mobbing.de/21-mobbing/mobbing-definition.htm>; abgerufen am: 2.1.2017)

Naturalisierung: Verfremdung von Kultureigenschaften zu Natureigenschaften; Reduktion auf eine natürliche Substanz, wodurch gesellschaftliche Eigenschaften als naturgegeben bzw. sinnvoll erscheinen

(http://kulturkritik.net/begriffe/begr_txt.php?lex=naturalisierung; abgerufen am: 29.8.2017)

Norm: verhaltensorientierte Regeln, die mehr oder weniger genau festlegen, was in einer bestimmten sozialen Situation eine angemessene und erwartete Verhaltensweise ist; Erwartungen in Bezug auf das Handeln oder Nichthandeln von Gesellschaftsmitgliedern; ein durch die Gesellschaft definierter Normalwert, der sich auf Aspekte des menschlichen Handlungsbereichs, so etwa auf Kleidungsstile, Benimmregeln oder Lebensentscheidungen bezieht (https://www.philso.uni-augsburg.de/lehrstuehle/soziologie/sozio1/medienverzeichnis/Bosancic_WS_07_08/GK_Mi_PP_Werte.pdf; <https://definition-online.de/norm/>; abgerufen am: 3.1.2017)

Norm, zweigeschlechtliche: Einteilung in zwei eindeutig voneinander zu unterscheidende Geschlechter als natürliche und selbstverständliche Tatsache (<http://www.bpb.de/apuz/135431/soziologische-dimensionen-von-geschlecht?p=all>; abgerufen am: 3.1.2017)

Privileg: einem Einzelnen, einer Gruppe vorbehaltenes Recht, Sonderrecht; Sonderregelung; Vorrecht (<http://www.duden.de/rechtschreibung/Privileg>; abgerufen am: 3.1.2017)

Rassifizierung: Konstruktion einer Rasse, der eine bestimmte Kultur und spezifische Verhaltensweise zugeschrieben wird. Ohne Bezug auf wirkliche Tatbestände oder Verhaltensweisen werden Differenzen und Werthierarchien konstruiert. (<http://www.bpb.de/apuz/180854/rassismus-nicht-beim-namen-nennen>; abgerufen am: 12.1.16)

Rassismus: meist mit ideologischem Charakter versehene Theorie, nach der Menschen bzw. Bevölkerungsgruppen aufgrund biologischer Merkmale hinsichtlich ihrer kulturellen Leistungsfähigkeit unter- bzw. überlegen sind (missbraucht für Rassendiskriminierung, Kolonialismus etc.); es ergeben sich daraus spezielle Einstellungen, Denk- und Handlungsweisen (Diskriminierung) gegenüber diesen Gruppen (<http://www.duden.de/rechtschreibung/Rassismus>; abgerufen am: 3.1.2017)

Sexismus: Vorstellung einer natürlich gegebenen Überlegenheit eines Geschlechts gegenüber einem anderen und die sich daraus legitimierende Diskriminierung, Unterdrückung, Zurücksetzung und Benachteiligung von Menschen (besonders Frauen) wegen ihres Geschlechts
(<http://www.duden.de/rechtschreibung/Sexismus>; abgerufen am: 3.1.2017)

Stereotyp: Vereinfachendes und verallgemeinerndes kognitives Schema und Wissen über Personengruppen, das unvoreingenommene Wahrnehmungen dieser (bspw. Menschen mit geistiger Behinderung) erschwert und es somit zu einer Generalisierung von Eigenschaftszuschreibungen bzw. zu einem Vorurteil gegenüber jener kommt.
(<http://www.duden.de/rechtschreibung/Stereotyp>; abgerufen am: 2.1.2017; Woolfolk, Anita (2008): *Pädagogische Psychologie*. München: Pearson Studium. S. 761)

Topikalisierung: Voranstellung der Person bei Nennung von Behinderung, welche zum Ziel hat, die Behinderung nicht als wichtigsten Aspekt der Person darzustellen (Person mit Behinderung X anstatt behinderte Person)
(Woolfolk, Anita (2008): *Pädagogische Psychologie*. München: Pearson Studium. S. 138)

Transphobie: (krankhafte) Ablehnung, Diskriminierung und Ausgrenzung von transsexuellen und transgender Menschen
(<http://queer-lexikon.net/transphobie>; abgerufen am: 3.1.2017)

Vielfalt: Fülle von verschiedenen Arten, Formen etc., in denen etwas Bestimmtes vorhanden ist, vorkommt; große Mannigfaltigkeit (z.B. ethnische, genetische, kulturelle V.)
(<http://www.duden.de/rechtschreibung/Vielfalt>; abgerufen am: 3.1.2017)

Vorurteil: Urteil vor Kenntnis der genauen Informationen, auch irrationale Verallgemeinerung über ein Mitglied oder alle Mitglieder einer sozialen Kategorie

(Woolfolk, Anita (2008): Pädagogische Psychologie. München: Pearson Studium. S. 763)

unterstrichenes Wort: wird an anderer Stelle im Glossar definiert

Im
zwei-
ten Teil
der AStA-
Publikations-
reihe steht die
Auseinanderset-
zung mit verschiede-
nen Diskriminierungsfor-
men im Fokus. Ob Rassismus,
Homophobie, Klassismus, Lookis-
mus, Antiziganismus, Ableismus,
Sexismus, Antisemitismus oder viele
weitere Themen; in diesem Reader werden
verschiedene Texte rund um Diskriminierung un-
ohne Anspruch auf Vollständigkeit viele
Antidiskriminierung gesammelt. Er liefert
vielseitige Zusammenstellung von Beiträ-
ge als Vertrauensperson von Mens-
„Diskriminierung für alle!“ | Diskri-
diskriminierender Verhältnisse
Wie Einstellungen gegen
kein Luxusproblem |
Antirassismus – Ein-
Gesicht des Ra-
Altersdiskrimin-
Lookismus – Ein-
mus u
Ges
G